

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

21 (21.5.1939)

Ehre den Müttern

Zum Muttertag 1939

Von H. HECKER

Bei dem atemberaubenden Tempo, mit dem das Leben unserer Zeit uns immer neue unerhörte wichtige Ereignisse und tief einschneidende Erlebnisse bringt, erscheint uns die Weihnachtsansprache des Stellvertreters des Führers und seine Erklärungen über das Ehrenkreuz für kinderreiche Mütter traumhaft weit zurückliegend. Vielleicht auch schon beinahe unwichtig gegenüber all den geschichtlich großen Veränderungen, die sich seither vollzogen. Jetzt aber, bei der erstmaligen Verleihung, erinnern wir uns der verschiedenen Meinungen, die damals laut wurden. Bei manchen Äußerungen war man übrigens in Verführung gekommen, den Kopf zu schütteln.

Ich denke da an eine Unterhaltung, in deren Verlauf eine junge Frau freudig erklärte: „Bei uns wird der Muttertag diesmal ein richtiges Familienfest! Warum? Ja, denken Sie, meine Großmutter mit ihren 97 Jahren

weiß kein Wirkungsplatz für sie da ist! Mir bleibt unvergänglich die Ansprache eines Lehrers bei einer Schulentlassungsfeier Ostern 1931. Der begann damals so: „Liebe Kinder, ich bringe es nicht fertig, Euch von dem bevorstehenden „Schritt ins Leben“ zu sprechen, wie es sonst wohl üblich war. Denn Ihr habt von dem Leben schon vielmehr Trostloses gesehen, als für die Fröhlichkeit Eurer Herzen gut ist. Wie kann Euch der Schritt in ein Leben locken, das scheinbar Euch mit Eurer unverbrauchten Kraft gar nicht haben will? — Der junge Lehrer hatte den Mut, die Dinge bei Namen zu nennen und auf den Führer zu verweisen, und das kostete ihn nebenbei gesagt damals seine Stellung. Sehen Sie, dies Schwere ist aus Ihrem Leben fortgenommen, und deshalb hatte die junge Frau schon recht: es ist heute leichter, Mutter zu sein, und dankbarer! —

Es lohnt sich, einmal darüber nachzudenken: Warum war es für viele nicht ganz selbstverständlich, daß gerade die Mütter die verdiente Ehre erhalten? Warum denkt man, wenn vom Muttertag die Rede ist, auch unwillkürlich erst an die Mütter der Kleinen und Aller-Kleinsten? Ist das Gedankenlosigkeit oder Selbstjucht oder gar Undankbarkeit? — Wahrscheinlich ist es von allem etwas. Nun wollen wir aber nicht ungerecht sein. Jeder Mensch, auch die Mutter, ist dem Lebensgesetz unterworfen, nach dem sie dem nachdrängenden Leben Platz machen muß. Ins Praktische überleitet sieht das so aus: Bei aller Liebe und Eingabe, mit der eine Frau ihre Kinder umgibt, eines Tages lösen sich die jungen Menschen von ihr und gehen eigene Wege. Wege, die oft so weit weg führen, daß nur eine Mutter an ein Zurückfinden zu glauben vermag. Die Mütter, die jahrelang einfach unentbehrlich schienen, sehen das Haus leer werden; plötzlich finden sie sich allein. Das ist Naturgesetz; je klarer sich eine Frau dieses Ablaufes bewußt ist, desto weniger schmerzvoll wird das Loslösen werden. Natürlich ist ihre Lebensarbeit damit nicht zu Ende, das ist sie wohl erst dann, wenn sich ihre lieben Augen zum letzten Schlaf schließen. Aber ihr Wirken für die erwachsenen Kinder (und Enkelkinder) ist ein anderes, stilleres, leiseres. Rechte Mütter wissen: „Wenn mich die Kinder brauchen, dann werden sie schon zu mir kommen, ob sie nun 20 oder 50 Jahre alt sind“, und werden still zuwarten. Frauen, die dies Sich-Behalten nicht zu lernen vermögen, beschwären unnötige Konflikte herauf.

Andererseits: wieviele Menschen finden das ganz selbstverständlich, daß da eine alte Frau aus der Ferne mit ihnen fühlt und sorgt und denkt. Trotz Selbstständigkeit und Reife, ja trotz eigener Kinder finden sie nicht zu der Erkenntnis, daß sie nur reicher werden könnten, wenn sie von ihrem bunten Leben etwas in die Einsamkeit der alten Mutter hineintragen würden. Sie haben für den Menschen, der sein ganzes Leben lang stets der Gebende



Der Kleine kann lachen

Aufn.: Enno Folkerts-Bavaria

war, keine Hoff. Oder werden ungeduldig oder überheblich, weil die Mutter aus ihrem Gedankenkreis heraus nicht alles zu verstehen und gutzubeten vermag, was uns selbstverständlich erscheint.

Es ist mit ein bißchen Nachdenken so leicht, dafür zu sorgen, daß die natürliche Vereinnamung des Alters nicht das bittere Gefühl der Verlassenheit zeitigt. Alle Menschen brauchen den Beweis, daß wir sie noch nötig haben, daß ihre Hilfe uns lieb und unentbehrlich ist. Dies Bewußtsein ist ihnen so nötig wie das tägliche Brot. Des-

halb macht man den Müttern sogar mit Arbeit noch eine Freude! Gewiß, die Strümpfe und Höschen der kleinen Reifenselchen könnte die junge Mutter schließlich selbst knöpfen, und jedes Kochbuch gibt uns Aufzählung über ein gewünschtes Rezept! Wenn man doch aber weiß, daß Mutter sich freut, wenn man um ihre Hilfe bittet oder ihre reichen Erfahrungen in Anspruch nimmt? — Das sollte uns Leitmotiv sein: Alle Menschen nicht warten lassen und ihnen Freude machen! In einem Leben, dessen Bogen unerhört abwärts fährt, ist nicht mehr viel Zeit zum Verstumeln! Jeder von uns weiß aus Erfahrung, wie unwohl etwa das Warten auf einen Brief sein kann. Aber daß Mutter vielleicht schon vor 14 Tagen schriftlich allerlei fragte und nun schließlich schlicht auf Antwort wartet, das regt uns weiter gar nicht auf. Flüchtige, oberflächliche Briefe entschuldigt man vor sich selbst mit „Nicht-in-Stimmung-gewesen-sein“. — Freude machen!

Nicht nur an offiziellen Anlässen, wie sie der Muttertag, der Geburtstag, die Weihnacht sind. Wie oft hört man nicht den Stoßseufzer: „Was soll ich bloß danken? Die alte Frau hat doch alles!“, oder: „Mutter will doch nichts mehr!“ Hand aufs Herz, das ist doch lieblos. Als wenn ein alter Mensch keine berechtigten Ansprüche mehr ans Leben hätte und keine Wünsche! In den meisten Fällen kann sich die alte Mutter doch nicht „alles leisten“, sondern hat noch manche heimlichen Sehnsüchte, die um der Kinder willen oft jahrelang zurückgestellt werden mußten. Solche heimlichen Wünsche zu erraten und wenn möglich ohne viel Aufhebens zu erfüllen, müßte uns eigentlich Ehrensache sein. Und wenn Mutter wirklich „alles hat“? Nun, es ist schon ein Unterschied, ob ich gekaufte Blumen in meine Vase stelle, oder ob ein ritterlicher Sohn sie mir bringt: „Gelt, Mutter, die hast Du doch immer besonders gern gehabt?“ —

Die Söhne vergessen es gar zu leicht: die Mutter ist, auch mit 70 Jahren, immer noch Frau, und deshalb immer noch empfänglich und dankbar für die zarte Guldiana, die in einem Blumenstrauß liegen kann. Gerade weil die Mutter es nicht als selbstverständlich annimmt, wird sie über solche kleinen aus Liebe erwiesenen Aufmerksamkeiten doppelt glücklich sein.

Eben weil wir im Vollbesitz unserer Kräfte in dieser unerhört großen Zeit leben dürfen, wollen wir doch Ehrfurcht haben vor dem Menschen, der uns dies Leben gab. Der uns in nimmermüder Kleinarbeit für ein starkes, tapferes Leben erzaug. Das Ehrenkreuz ist nur ein äußeres Zeichen für diese uniere dankbare Ehrfurcht. Sorgen wir dafür, daß die Mütter und darüber hinaus alle Mütter auch nach dem Muttertag diesen Sinn aus unserem „Gut-sein und Glücklich-machen-wollen“ immer aufs neue spüren! —

Junge Mutter

Wie siehst du rosig matt auf weißem Linnen, das Auge still in mildem Tau getaucht, auf reinste Stirn das feuchterklärte Sinnen gelöster Mutterseligkeit gehaucht!

Du rausst mit Gott weiseinsam auf den Zinnen, wo Ewigkeit aus schwarzen Schlüften raucht; dir ist so leicht, wie deine Tränen rinnen, die kein behendes Tuch zu bergen braucht!

O, diese Wahl der Liebe zu bewahren, ihr holdes Werk dem Schicksal absuringen, ist Weibes Anteil, neidenswert bereitet.

Ihr klart ein Tag im Wetter der Gefahren, in Ehrfurcht edle Herzen hinzuzwingen, wenn sie im Frühlicht jungen Abels schreitet.

Berthold Karl Weiss.

bekommt das goldene Ehrenkreuz, drei ihrer Töchter, darunter auch meine Mutter, erhalten das silberne, und von den 9 vorhandenen Enkelkindern haben schon wieder 4 die Anwartschaft auf das bronzene. „Nun überhörten sich die Fragen. „Aber wieviele bekommt denn Ihre Großmutter das Ehrenkreuz?“ — „Ich dachte, nur die Mütter des Dritten Reiches bekämen es?“ Und so fort. Worauf uns die junge Frau, sonst sehr still und sanft, eine ziemlich kriegerische Rede hielt.

„Ich bitte Sie, warum sollen denn die Mütter das Ehrenkreuz nicht bekommen? Und was heißt denn das, Mütter des Dritten Reiches? Sind das im größeren Sinne nicht alle Mütter? Wo wollte man denn da eine Grenze ziehen? Und haben nicht gerade die Mütter der jetzt erwachsenen Generation die Anerkennung doppelt verdient? Sie haben es doch schließlich viel, viel schwerer gehabt, als wir jungen Mütter.“ Hier wurde Widerpruch laut. „Wie denn schwerer?“ „Oh, ich glaube, in jeder Beziehung. Unsere Mütter haben weder von Ehestands-darlegen und Kinderbeihilfen, noch von einer Mutter- und Kind-Hilfe und ähnlichen segensreichen Einrichtungen gemerkt. Denken wir doch nur an die Mütter der Gefallenen! Und denken Sie z. B. an die Kriegsgeneration. Die Väter im Felde, die Mütter alleine geholt im Kampf gegen Not und Entbehrung und gegen alle Erschlässe der damals spürbar werdenden Vererbung! Vor allem aber hat den damaligen Müttern eins gefehlt: die allgemeine Achtung, Wertschätzung und Liebe eben um ihrer Mutterschaft willen, die uns heute trägt und tragen hilft und uns stolz macht. Natürlich ist die Arbeit mit vier und mehr Kindern immer schwerer, aber es ist schon ein Unterschied, ob man gegebenenfalls verständnisvoller Hilfsbereitschaft begegnet oder ob man achselzuckend gesagt bekommt: „Ihr müßt selber sehen, wie Ihr mit Euren vielen Kindern fertig werdet, warum seid Ihr so dumm!“ —

Eine verlornt aussehende alte Frau, die still angehört hatte, sagte plötzlich: „Sie vergessen noch etwas. Sie brauchen keine Sorge um die Zukunft Ihrer Kinder mehr zu haben, soweit es sich um die Berufsausbildung handelt. Heute wartet auf jeden jungen Menschen schon ein Arbeitsplatz. Sie können es sich vielleicht gar nicht mehr vorstellen, wie gerührend es ist, zusehen zu müssen, wie alte, ausführende junge Kräfte sich verarzeln müssen.



Der Jüngste von Sechsen

Aufn.: Fritz Wagner-Bavaria

Bekenntnis zu Johann Peter Hebel

Die Ansprachen von Unterrichtsminister Dr. Wacker und Prof. Hermann Eris Busse beim Hebelfest

Am 10. Mai, dem Geburtstag Johann Peter Hebels, fand, wie alljährlich, in seinem Geburtsort Hausen des Hebelstatts und damit verbunden, wie wir schon berichteten, die Bekanntgabe des Hebelpreisträgers 1930, Hermann Eris Busse, Unterrichtsminister Dr. Otto Wacker und Hermann Eris Busse hielten bei dieser Gelegenheit Ansprachen, die wir ihrer Bedeutung wegen, nachstehend in vollem Wortlaut zum Abdruck bringen.

Ansprache von Dr. Otto Wacker

Am 10. Mai 1935 hat das Unterrichtsministerium in dem herrlichen Gebirgsort Hausen des Hebelstatts ein Hebelfest gefeiert. In diesem Fest haben wir alle teilgenommen. Es ist mir eine große Freude, daß die Persönlichkeiten des Hebelstatts, die in diesem Fest teilgenommen haben, die Persönlichkeiten des Hebelstatts, die in diesem Fest teilgenommen haben, die Persönlichkeiten des Hebelstatts, die in diesem Fest teilgenommen haben...

Die Sprache der alemannischen Volksfasnacht, die Romantrilogie „Bauernadel“ sowie die Romane „Die Leute von Burgstetten“, „Heiner und Barbara“ und „Der Zaurträger“. Busse's ganze Lebensarbeit freit um das Erlebnis der Heimat. Der Forscher und der Dichter reisen sich die Hand, um immer tiefere und vollstündigere Deutungen dieser Urstoffe zu finden und zu geben. Obwohl auf innige mit der Landschaft am Oberrhein verpackt, ist sie kein Denken und Schaffen frei von jeder enghirnigen Heimatlichwärmerei.

Hermann Eris Busse über J. P. Hebel

Johann Peter Hebel begegnet in seinem Schaffen jedem volksdeutschen Schulkind mindestens einmal, und er begegnet abermals viele Jahre später auch jedem volksdeutschen Dichter.

Diese zweite Begegnung kann zumeist als eine Begegnung mit dem Meister des Wortes, mit dem Meister der Erzählung gewertet werden, indem der schaffende Dichter ihm, dem untertänig gewordenen Meister, des dichterischen Handwerks schärf auf die Finger zeigt. Und alle, viel große Namen sind dabei, Deutsche und Schweizer, ja selbst die großen nordischen Erzähler wie Samjund und Selma Lagerlöf konnten nur von ihm lernen und haben von ihm gelernt; die meisten stellen sich offen vor als zeitweilige Schüler des deutschen Erzählers Johann Peter Hebel.

Wie bei jedem wirklichen Künstler wurden seine besten Werke Zeugnis und Beispiel für Güte und Geist. Wir hier im Hebelstätt, d. h. im alemannischen Sprachgebiet, denken beim Namen Hebel zuerst an den Mundartdichter, im deutschen Sprachgebiet hingegen hat der Erzähler knapper, spannender, kurz gefasster Geschichten den Vorrang.

Als Erzähler scheint er heute eine neue Blütezeit zu erleben. Überall tauchen seine Geschichten auf, die schön, von lebendigen deutschen Pendentium künende Geschichte des Schneiders zu Penka in Sibirien, Geschichten von mutigen Offizieren und Soldaten, humorvoll geschilderte Begebenheiten aus der lebendigen Welt des Volkes. Es sind oft ganz kleine, unheimbare Geschichten, die Hebel zum Anfang seiner für den Kalender geschriebenen Erzählungen nahm; aber das gerade machte den hohen Wert seiner Kunst aus, daß er im kleinsten Anlaß des Lebens das Bestreben des Volkes zu heilen verstand, und das Volk beglückt ihn und genößt ihm und liebt ihn in seinem Werk bis heute. Immer noch gehört das, was heute in den Druckwerken, in Zeitungen, Zeitschriften, Büchern von Johann Peter Hebel erscheint, zum besten Dichtung. Wer aus Hebel's Schatzkammer etwas nachdruckt, kann sicher sein, heute noch damit Gegenwärtiges geboten zu haben, denn der innere Geist,

Wenn die Eigenart des alemannischen Stammes in seinem Schaffen besondere Würdigung findet, wenn er auf Schmelz und Glanz überaus reiches das Bewandtschaftliche über die Grenzen des Reiches hinaus in Volkstum und Siedelort bekannnt zu halten trachtet, so geschieht dies immer im Hinblick auf die Ganzheit des deutschen Geistes, dem in der Schwelgerei des Reiches ein Bollwerk der Kultur errichtet werden soll.

So war das Unterrichtsministerium, mit ihm der Herr Reichsstatthalter und der Herr Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda der Meinung, daß Hermann Eris Busse nach dieser Lebensleistung würdiger ist, mit dem Johann-Peter-Hebel-Preis ausgezeichnet zu werden. Ich bezeichne diese Auszeichnung, den unter uns weitenden Dichter an dieser ehrenden Auszeichnung, Wäde, seinem unermüdeten, aus der Tiefe des Volkstums schöpfenden Wirken noch eine reiche Ernte beschieden sein.

die „Sache ohne Bra“ ist zeitlos geliebte, wie es der Geist eines wahren Kunstwerkes sein muß. Der äußere Gehalt kann ruhig in eine längst vergangene Zeit gegossen sein, die Gestalten in ihrem Auftreten der Vergangenheit angehören, ja ihr Wis und ihr Wollen für heute nicht mehr gelten, und trotzdem hat der heutige Leser nicht das Gefühl, altmodisch und fremd behandelt zu werden, wenn ihm eine Geschichte wie „Raminoverlan“ vorgelesen wird und man sie andere.

Es kommt auch Johann Peter Hebel nicht auf das Äußere an, obgleich er eine Bekanntschaft an manchen Stoffen hatte, die ihm in den Weg kamen und viel Sorgfalt aus Gestalten wandte, es kommt ihm auf das stille Deuten an, den inneren guten Zart des wegnessenden Werkes. Der Leser soll mitfühlen, mitdenken und nachdenken. Ganz glatt herausgelagert: Wer Hebel's Dichtungen liest, soll als Belohnung für die Mühe etwas Dauerndes haben, die stille Nachwirkung eines Gedankens, es ist zumeist die Idee der einfachen, sauberen, inneren Ordnung des menschlichen Geistes, die über allen Aufstellungen, über Scherz und Ernst, Not und Unbill triumphiert, weil sie selbst im schicklichsten Gemüt eine höhere Ordnung ist und über das Alltägliche hinausragt.

So ist Hebel durchaus nicht der biedere Kalendererzähler und liebliche Gedichtemacher, und er ist auch nicht dem Heldischen, Vaterländischen passiv, das heißt laug gegenüberstehenden in seiner Zeit. Hebel wäre in heutiger Zeit genau so ein männlich geistvoller und politisch überzeugter Geist, wie ich unsere Zeit erzählt, wie er damals ein Kind seiner Zeit war und ein großer Mann in der politischen Erfordernissen und Bindungen, die ihm in seiner Stellung auferlegt waren. Und seine Stellung im höchsten Staatsamt war nicht leicht.

Auch sein persönliches Leben war nicht leicht. Abgesehen von der Arbeitslast, die in den Mannesjahren auf ihm ruhte, hatte er viel bittere Schicksalsspielen hinterzuschauen. Er hängte das nicht an die große Glocke, es steht nur bisweilen in erschlatterndem Füllen, ja oft in Summe gekleideten Sätzen davon als Andeutung in seinen Briefen. Diese Briefe kommen in einer bedauerlichen Sammlung mit überaus neuen Jügen, vorab in den oftmals veröffentlichten Briefen Hebel's an die geliebte Freundin Henriette Denzel, demnachst heraus. In seinen wichtigsten Klüften hat Hebel wie jeder schaffende Künstler den höchsten Lebenszweck in sich, ein glückseliges, das höhere Lebens sein selbst in seinen unsterblichen Gestalten — in eine eigene Welt. Die alemannischen Gedichte entfalten ihn vom Heimweh, von Einsamkeit, von innerer Not aller Art.

Seine Kindheit hat nicht rosig aus. Als Bub schon stand er allein. Das ist wahrhaftig schwer genug, um bis ans Lebensende daran zu tragen. Er hat davon zu seinem liebsten Herzen sein ein empfindliches Herz bekommen. Weil er das nicht merken lassen wollte, blieb er allein. Er war gewiß nicht ohne Leidenschaft, im Gegenteil, aber er war, da er als Geschichtler und Lehrer in herbe Schicksale vieler Betreuer schauen mußte, mißtraulich gegen sein eigenes Gefühl geworden und handelte sich ab, was er nicht sagen sollte. Nech — geht uns das eigentlich etwas an?

Der Dichter Hebel, der meisterliche Handwerker im Bereich der alten Sprache der Frikischen, der fährrende, der ursprüngliche Geschickler der heimatischen und zugleich der überzeitlichen Bewegtheit des Herzens und des Geistes in der Sprache seines Volkstammes acht uns an. Hier, von Hausen ist er ausgesprochen als Sohn eines braven Soldaten und einer treuen Frau aus hiesiger Gegend. Er ist ein Kind aus dem Volk wie der große Maler Hans Thoma, der in Bernau aus dem bayerischen Almannenblut wuchs, ein nach menschlichem Ermessen unsterbliche Meister ist er geworden.

Das Maß der echten deutschen Dichter wird auch an seinem Werk angenommen, und die Wahrhaftigkeit unter uns bekennen gern, in welche Schule sie gegangen, wenn sie nur Feder greifen, berufen und gewillt, dem Geist des Volkes dem Gehalt der Sprache der Kunst der Erzählung zu dienen, die zum höheren Leben und zur vollen Gemeinschaft führt. Wohl uns, wenn wir so vielvolles zu schreiben und zu lesen wissen wie er, daß ein kommendes Jahrhundert uns noch so zittern, so genieren, ja allseitig ausaubenten wüßte, wir hätten nicht amoumt gelebt — und zum Segen des Volkes.

In Busse's Werk „Der Zaurträger“ (Paul-List-Verlag, Leipzig) ist er ein schlichter Bauer der Baar; lebend in einer Dörfgemeinschaft der Nachkriegszeit, die mit allen Symptomen ihres Niederkunfts behaftet ist. Wo die Familien- und Sippenengemessenheiten, wo die Hölle zerfallen und die Weder in der Brache faulen, erpämpft sich der Zaurträger Neuland, zwingt er, der Kriegskämpfer, die besten Döcker in die Gemeinschaft der Treue zu Blut und Boden, zu Volk und Reich. Als diese alle endlich im großen Führer des Volkes ihre Auferstehung feiern, da muß der Zaurträger sich den funtelnden Tropfen der Kraft beim Führer selbst holen, um das zu bleiben, was er immer war, in harten Augenblicken, im Trommelfeuer der Materialschlacht, im Schützengraben, im Casarett, im Hof, im Haus, in Stall und Stube, im Land und im Volk — der Zaurträger. Warmblütig und gläubig ist dieses Werk dem Dichter ins Dost gereift. Die Baar lebt in ihm mit dem Herzen, rauen Duft der Hölle und Weiten, der kraftvollen Stille der Wälder, Aeder und Felder. Die Heimat ist lebendig. Wer sie liebt, vor allem um ihres Schicksals willen, greift zu diesem Buch, besonders in der stillen Zeit der Sammlung.

Sepp Schirp.

Ein neuer Erzähler vom Oberrhein

Zu der Novelle „Reich mir deine Hand“ von Gerhard Scholz

Die Novelle „Reich mir deine Hand“ von Gerhard Scholz ist ein höchst interessantes Werk. Mit diesem Bündigen Satz begründen wir die Entstehung eines Dichters, der dem oberdeutschen Kulturkreis nach Herkunft und Wesensart angehört. Gerhard Scholz ist in Baden geboren und verlebte hier die glücklichsten Jahre der Jugend, bis ihn die Stunde des großen Krieges nach Langemarck rief. Seit den Tagen der Befreiungskriege waren die Männer seines Geschlechts immer wieder Soldaten und Offiziere, andere tüchtige Landwirte und Handwerker, auch einige Mediziner dabei, alle mit charaktervollen Frauen und Müttern, und es wird dem aufmerksamen Betrachter verständlich, daß ein Kunstwerk von dieser Wesenheit am Ende einer solchen Jugendzeit in dieser Zusammensetzung, welche Gerhard Scholz im schillernden Grenzgebiet zwischen bayerischer Pfalz und hiesigen Soldatenberuf durch Thüringen, Rheinland und Bommern, heute lebt er im Dienst seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit in Hannover. In den Jahren des Lebensstufes wurde das ganze Deutschland seine Heimat, doch ist die Sehnsucht nach den blauen Bergen und dem grünen Strom in seinem Herzen lebendig geblieben, und es ist uns Deuten am Oberrhein drum eine schöne Gelegenheit, diesem treuen und starken Sohn unserer Landschaft für sein Werk die verdiente Ehre zu geben.

Es ist einfach aber tiefere Gewohnheit, hier von Novelle zu sprechen, und zur notwendigen Menschheit könnte man eher sagen, es ist ein Kapitel aus der heiligen Schrift des Lebens. Dieser Dichter hat mit dieser Erzählung jenen Grad der Vollkommenheit erreicht, wo innerer Schau des Gemütes und äußerer Bild auf die Tatsache sich vereinen, bis im Dienst des Wortes das Bewußtsein von gehandhabten Kunstmitteln verloren ist. Im Besitz dieser Gabe erzählt Gerhard Scholz mit nachmandlerlicher Sicherheit seine Geschichte, deren Stoff ja so viele Gefahren des Entleerens droht, daß nun jedes Wort im reinen Adel des Lebens steht.

Die Novelle beginnt um zehn Uhr vormittags am denkwürdigen (hoch freudlich) freudlichen betraute ganz verlassenen) schwebenden November des Jahres 1881, also mit jenem Augenblick, der zweiten Artillerie-Inspektion an Preußen über den zweiten Artillerie-Inspektion. Er verdrängt noch den Mittag in gemeinsamer Mahlzeit mit seiner Gattin Marie und ihrem Bruder, dem Major Graf von Brühl, auch der Oberst Carl Graf von Groeben ist in der vertrauten Runde, die im Gespräch das Preußen nach den Freiheitskriegen lebendig werden läßt. In schwerem Erregung sieht sich Clausewitz von den toten Feldherrnbildern seines großen Erlebens angegriffen. In innerer Einheit mit Schatzwort und Geklänge, senau weiß sich der große Friede denker auf der Höhe seiner Dafeinsetzung, und es ist nun ein Zug von erhellender Lebensnähe, wie im Ausbruch der Chelera diese ragenbe Geisteshaltung vom elfen Untergrund bedringt wird. Der Dichter schildert hierbei den Krankheitsablauf mit seinen genauen Formen, ohne auch nur einmal, und sei es auch nur mit dem leisesten Wort, ins Unheimliche und Unelbe sich zu verlieren. Dieser Zug von Montaigne, daß jedes Leben sich erst im Tod bewähre, wird nun zum eigentlichen Inhalt der Erzählung, die neun Uhr abends mit dem Verschleiden und der mitternächtlichen Grablegung endet.

Es gehört nun zur höchsten Schönheit dieser Novelle, wie sie in der Stunde, welche die beiden Gatten ausete-

anderreißt, dem Reicherleben so tiefe Bedeutung verleiht, daß wir das männliche Bewußtsein des Generals ganz aus der Kraft dieser Gemütsanrede befragen. Im Augenblick der grauämlichen Menschenwürdigung erreicht dieses Schicksal den über allen Tod trosenden Sieg der großen Zaperkeit und Güte. Wir denken jenes Wortes von Richte, daß nicht die Zahl der Waffen entscheide, sondern die Kraft des Gemütes, in dessen Dienst sie geführt werden. Hier ist denn auch der Punkt, wo sich erweitert, ob einer edlen Freundschaft verstanden hat. Es ist eine jämmerliche Vöge unfertiger Verständigungslosigkeit, die solcher Haltung eine falsche Schmeichelei andichtet. Der Mann aus dem Norden schmeigt gern über seine Gefühle, das hier unterliegenden der Sentiments nahe dem Charakter, so hat der Mittelbayerische diese Weisheit richtig verstanden. Diese Novelle ist nun ein schöner Beweis dafür, wie schön und vollen Klang es gibt, wenn sich die reichere, weiche Gemütsart des Menschen vom Oberrhein mit dem Geist des Preukentums innig verbindet. Es war dies immer die große Erkenntnis unseres Lebens, und wir grüßen in Gerhard Scholz einen Mittkämpfer gleicher Art, der wir den Sieg in unserer Landschaft erobern werden.

Wäher haben ihre Schicksale, auch diese bei Eugen Solger in Heilbronn erschienene Novelle, die in zahlreicher und männlicher Sprache geschrieben ist. Das Hand-schrift hat den Weg über 32 Verlage gemacht, immer wieder abgewiesen, liegt nun ein Meisterwerk in schönem Druck vor uns. Im Herbst dieses Jahres wird das Gegenstück aus demselben Stoffkreis erscheinen.

Max Dunser-Greif.

H. E. Busse's „Zaurträger“

Immer wieder gibt es Menschen, die nicht nur vom Leben bewegt sind, sondern die es bewegen, ohne daß sie oder ihre Mitmenschen besonders davon wüßten. Ganz unmerklich weitet sich solchen Menschen die Schenkung über die Grenzen des Lieblichen, selten auch wird das Wachsen in eine tragende Kraft erkannt; bis plötzlich in schweren Entschelungen ihre ruhige und feste Bindung da ist. Nur eines wird an diesen Stücken im Lande festwahrsagenheiten sein, nämlich ihre ursprüngliche und tiefere Bindung zur Natur, zum Wutswege der Äinen, zum Land, zur Scholle, vor allem zu den Tieren, zu den Kindern, zum natürlichen Abwismus des Lebens überhaupt. Sie erfahren, wie die Natur sich ihren Sinnen erschließt, und erleben darum in der geringsten Verletzung mit ihr, ihre Offenbarung und letzte Lebensweisheit. Sie kennen die Nacht wie sie keine kennt; die funfelnde Härte des Morgens, die Stille und Kraft des Mittags, das milde, wissende Lächeln des Abends. Sie feiern sie von solchem Erleben ohne reichen Segen und tiefe Kraft zu den Menschen zurück. Dem einen schenkt die Rüte Baus das weiße und gläubige Lachen, dem anderen die Nacht die erfüllende Kraft der Sterne, fernem der Abend die Verklärung des Wertes und einem nach der — Tau der Frühe. Und der letzte ist dann noch der — Reiche. Denn in der tiefen Perle des Taus schimmert noch alles, was den Tag verheißungsvoll macht, was Strom und Kraft aller Wirklichkeit gibt und werden will. Wer den Tau der Frühe empfängt, wird ihn durch

den Tag, ja, durch das Leben tragen und erwidern, wo andere verschmachten, lebendig bleiben, wo andere erhenben, Strom werden, wo andere verliegen. Dies ist der Zaurträger.

In Busse's Werk „Der Zaurträger“ (Paul-List-Verlag, Leipzig) ist er ein schlichter Bauer der Baar; lebend in einer Dörfgemeinschaft der Nachkriegszeit, die mit allen Symptomen ihres Niederkunfts behaftet ist. Wo die Familien- und Sippenengemessenheiten, wo die Hölle zerfallen und die Weder in der Brache faulen, erpämpft sich der Zaurträger Neuland, zwingt er, der Kriegskämpfer, die besten Döcker in die Gemeinschaft der Treue zu Blut und Boden, zu Volk und Reich. Als diese alle endlich im großen Führer des Volkes ihre Auferstehung feiern, da muß der Zaurträger sich den funtelnden Tropfen der Kraft beim Führer selbst holen, um das zu bleiben, was er immer war, in harten Augenblicken, im Trommelfeuer der Materialschlacht, im Schützengraben, im Casarett, im Hof, im Haus, in Stall und Stube, im Land und im Volk — der Zaurträger. Warmblütig und gläubig ist dieses Werk dem Dichter ins Dost gereift. Die Baar lebt in ihm mit dem Herzen, rauen Duft der Hölle und Weiten, der kraftvollen Stille der Wälder, Aeder und Felder. Die Heimat ist lebendig. Wer sie liebt, vor allem um ihres Schicksals willen, greift zu diesem Buch, besonders in der stillen Zeit der Sammlung.

Sepp Schirp.



Dort unten in der Mühle Scherenschnitt von P. Lutz

Theodor Storm in Baden-Baden

Von Friedrich Vaser, Heidelberg

Nach 19 Jahren innigen Zusammenlebens nahm der Tod Frau Konstanze von der Seite Theodor Storm's, als sie ihm das lebende Kind schenkte. Der Dichter der „Sommergerichte“ und „Vieder“ mit der köstlichen Novelle „Jensenfer“, der elf Jahre lang (1853-1864) den Dänen wegen seiner deutschen Treue aus seiner Heimat Jutland hatte weichen müssen ohne einen Augenblick nur den Mut und die stolze Überzeit zu verlieren, wollte unter diesem herbiten Schicksalschlag, den er mit jedem seiner Kinder lebensschmerz empfand, zusammenbrechen. Da mußte sein Freund Ludwig Viehsch, der ausgezeichnete Kunstschreiner und Zeichner, Rat, um ihm vom „grauen Strand am grauen Meer“ hinwegzuführen in eine purpurne lauchende, sonnige Welt, nach Italien in Deutschland. Er wollte gerade wieder bei seinem wunderbaren Freund Ivan Turgenjew in Baden-Baden, und kaum hatte er von Storm und seinem großen Leid erzählt, so rief der russische Dichter mit seinem klugvollen Wut aus: „Der muß zu uns kommen!“

Und Theodor Storm kam und tauchte zum einzigen Mal in seinem langen Leben in das Paradies an der Don unter, in die heitere, glückliche Welt der Engländer und bedeutender Menschen, die ihm hier herzlich wie einen der ihren aufnahmen. An seine Lieben schrieb er nach Hause: „Turgenjew ist einer der schönsten Männer, die ich jemals sah, eigentlich etwas fremdartig, aber höchst liebenswürdig. Schon am ersten Abend waren wir in der Villa Viardot (der großen Sängerin's, V.), die zehn Minuten vor der Stadt liegt. In einem besonderen Gebäude neben der Villa liegt der Musiksaal. Wie habe ich bei einer Frau höchste Genialität und reinste Menschlichkeit in solcher Herrlichkeit ausgeprägt gefunden wie bei der Viardot. Man möchte gleich neugierig mit ihr sein, wenn die imponierende Größe der Person nicht davon abhalten würde. Wie alle übrigen, so sprechen auch sie und Turgenjew gefällig deutsch. Viardot selbst, ein französischer und französischer Literaturforscher, bedeutender Mann, spricht nicht deutsch und ist bekanntlich nicht französisch... (Leberr (Sonntag) war multifallische Matinee bei der Viardot. Nur Fürstinnen, Prinzessinnen und Freunde des Hauses waren geladen. Vorne sah eine feine, freundliche Frau. Das war die Königin von Preußen.“

Niemals habe ich eine Verion gesehen, die mir als Künstler und Mensch zugleich einen so bedeutenden Eindruck gemacht hat wie die Viardot, es möchte denn dieser Prachtmensch Turgenjew sein. Er lagte sehr richtig von ihr: „Daher ihre eigentümliche gemalte Stimme an sich weder schön, noch sehr jung ist, so sind doch alle anderen Sängerrinnen nur Eingebildete gegen sie. Bei ihr hört man das Raufen von Alterchwängen.“

Ludwig Viehsch hielt sich eine multifallische Morgenfeier in einer höchst feinen Zeichnung. Im Hintergrund sitzt an ihrer berühmten Dausorg Pauline Viardot-Garcia, wie sie sich mit ihrem Niddens- und Klavierspielen ergandend nannte. War sie doch nicht nur am Klavier, sondern auch an der Orgel eine Schöne. Frau Vizis gemalen und komponierte selbst für diese „Königin der Instrumente“. Neben ihr saß mit den Gelangenen in der Hand ihre fast ebenso berühmte Schwester Anton Rubinstein, der geniale russische Komponist, sein Jude, wie schon Houston Stewart Chamberlain mit Nachdruck feststellte. Daneben stand der junge glänzende Geiger Hugo Hermann, der Meister des „Florentiner Quartetts“, mit dem er später den Vortrag deutscher Musik in ganz Europa verkündete. Neben ihm saß eine weitere Schülerin der Viardot: Alajala Draeni. Hinter ihrem Klavierspielen verbergte sich die Tochter eines österreichischen Generals, später der Gelangenen der Dresdener Oper und eine ebenis ausgezeichnete Lehrerin mit Pauline Viardot-Garcia selbst. Rechts von der Orgel saß die hohe Gestalt Ivan Turgenjew's, dessen Namen neben dem Namen der Viardot und des Herrn Viardot, Turgenjew, der nicht nur Hausdichter und Verfasser der hier uraufgeführten Bühnenwerke und Wärdeneren seiner Freundin Pauline Viardot-Garcia war, sondern auch der Darsteller der Vater- und Koolob-Rollen, übernahm bei ihren Orgelvorträgen das Spiel der Register, war überhaupt ein köstlicher Hausgenosse dieses eigenartigen, einartigen Künstlerkreises. Rings um die Musikierenden saßen dann in zwangloser Folge König Wilhelm von Preußen mit seiner Gemahlin, die Herzogin Hamilton, Prinzessin Anna von Hessen, Großherzogin Luise von Baden, Wismars mächtiger Schatz, unversehrbar, dann der seine Kopf des französischen Malers Gustave Doré u. a.

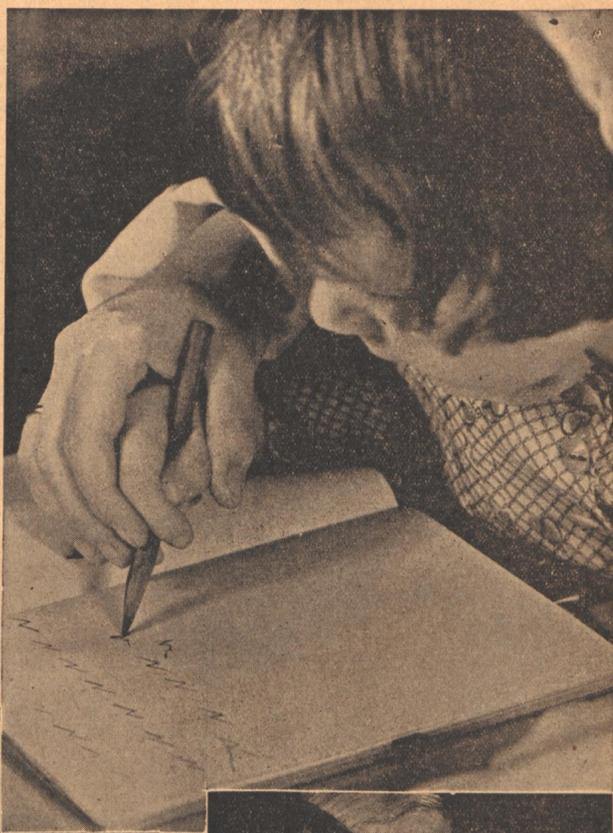
Einige Jahre vor dieser Zeit (1865) hatte die Freundin der Viardot, Frau Muchanow-Kalergis, die Tochter des Grafen Nefflerode, auch ihren Schützling Richard Wagner in dies Haus gebracht, wo er sich sehr wohl fühlte, wenn er auch mit Turgenjew nicht recht anau-sangen wußte. Auch Klara Schumann und ihr Freund Johannes Brahms mußten sich hier mit Viardot-Garcia. In diesem Kreise tauchte Theodor Storm wunderbar auf bei „Gelang — genialer Musik. Ich sang auch ein von den wunderlichsten Liedern der Viardot, während sie begleitet und sie sagte freundlich: „Bravo, Herr Storm!“

Dann mit der Viardot und der Primadonna noch im Mondlicht gemandelt in dieser zauberhaften Gegend. Heute vormittag wieder mit Viehsch in den Bergen, tief unter uns die mächtigen Schwarzwaldbäulen, dann im Flußbad.

Hier hängt schon wieder der Grimbafford des norddeutschen Dichters auf; mannaht, hweigend getragenes Leid, poetisch verflärt. Aber er nahm an der Waterfant, die eben doch seine über alles geliebte Heimat blieb, unvergehlide Erinnerungen aus dem farbigen Seiden mit.



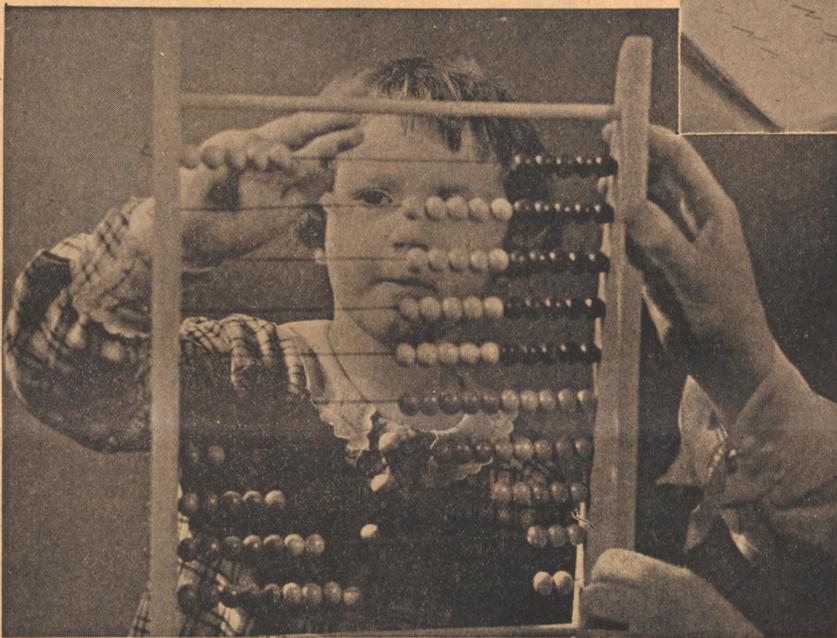
terhände auch hier wieder zu Hilfe. Und wie nun die Mutter gut zuspricht, und Gilla ihre Hand über ihren zaghaften Versuchen weiß, da geht von dem Halt auch in sie über. Unter der geduldigen Führung entstehen die ersten Krabzelbuchstaben und auf einmal geht es nun: „Auf, ab, auf, Tüpfelchen drauf!“ Und noch einmal und immer wieder. Eine ganze Seite ist nun schon beschrieben. Die Apfelbäckchen glühen vor Eifer und Gilla strahlt übers ganze Gesicht und freut sich schon auf den nächsten Schultag. Und so geht's auch an die Rechenmaschine. Mutter's Hand hält sie aufrecht vor Gilla hin. „Irrrr“, der kleine Finger flüßt über die bunten Kugeln weg, daß sie sich fixierend blitzschnell weiterdrehen. Das ist für Gilla schon ein altes Spiel. Aber Mutter weiß noch andere. „Eins, zwei, drei,“ schiebt sie die weißen Kugeln auf die andere Seite, und „eins, zwei, drei,“ tun Gillas mollige Fingerlein es den ihren nun mit den Kugeln der nächsten Reihe nach. Unversehens wird aus dem Spiel Ernst mit Zählen und Rechnen, unversehens kommt man unter Mutter's gu-



Auf kleinen Tappelfüßen und sehr selbstlicher Kapst Gilla ihres Wegs. Aber da kommt etwas angesprungen. Groß und zottig und wild. Es ist bestimmt bloß ein Hund. Aber vielleicht ist es auch ein Wolf, ein fürchterlicher, wer kann das so genau wissen? Mit groß aufgerissenen Augen schreckt Gilla zurück und wirft entsetzt ihr Händchen in die Luft. Aber da wird es schon ruhig und helfend erfabt. Mutter's Hand ist da, und nun ist sie geborgen und der Wolf ist ja bloß Müllers Schluff.

Immer sind Mutter's Hände da, ach, was bedeuten sie nicht alles in Gillas kleinem Dasein. Voll behutsamer Zärtlichkeit streichen sie morgens über das schlaftrunkene Köpfchen. Wenn dann das Hofenbein verdreht erscheint, weil die kleinen Guckaugen noch nicht ganz blank sind für den neuen Tag, da helfen sie beim Hineinschlüpfen und sie zeigen auch den ungeschickten kleinen Fingern den Weg zum Knopfloch am Leibchen. Wie bald ist dann der Sandmann vollends verschneit und eine große Gilla steht im rot-weiß-variierten Schulkleidchen fix und fertig da. Und immer enftig sind Mutter's Hände. Fest stellen sie die Frühstücksmilch vor Gilla auf den Tisch und schneiden runde, duftende Scheiben vom Brotlaib herunter. Fürsorglich füllen sie dann auch das Frühstücksstäbchen für den Schultag. Interessiert folgt Gilla den geschickten Bewegungen dieser Hinken Hände, was sie ihr wohl heute mit auf den Weg geben. Vertrauensvoll schaut sie zur Mutter auf, von der man weiß, daß sie immer wacht und sorgt, auch wenn man von ihr fort ist, beim tobenden Spiel oder artig (was man so nennt) neben Müllers Orel auf der Schulbank.

Mittags wiederum sitzt Gilla ernsthaft und mit gefurchter Stirn über ihr Schreibheft gebeugt. Sie sieht nur den Berg, den sie übersteigen muß. Den Sinn der Arbeit hat sie ja noch nicht begriffen und weiß noch nicht so recht weiter. Welch bergewerkelegendes Vertrauen liegt in dem Blick, mit dem sie endlich versagt lächelnd zur Mutter aufschaut. Wie selbstverständlich kommen die guten Mut-



Aufn.: Artur-Grimm-Linden-Verlag, München (6)

tem Zuspruch über alle Hemmungen weg. Ja, ordentlich kühn und unternehmungslustig werden jetzt die molligen Finger. Wer hat wohl das Klavier offen gelassen? Muttsch tapfen die ganzen Paffshändchen hinein, daß es in dem dicken dunklen Klavierbauch herzlich aufschreit. „Au!“ hält sich Mutter allerdings in komischem Entsetzen die Ohren zu. Dann hält sie die kleinen Tolpatsche mal mit der Linken fest und spielt mit der Rechten „Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald“. Und Gillas helles Stimmlein tätel sich der Melodie nach und nun darf sie sogar unter Mutter's Führung mit dem Zeigefingerlein selbst „Kuckuck, Kuckuck“ spielen. Fein ist das, und wieder haben Mutter's Hände ein neues Zauberreich erschlossen.

Und so ist es jede Stunde und jeden Tag. Überall helfen Mutter's Hände. Manchmal freilich sind sie auch böse. Dann nämlich, wenn Gilla etwas „ausgefressen“ hat, so in aller Stille oder auch ganz offen in holder Abnungsllosigkeit. Dann setzt es manchmal auch einen energischen Klaps oder zwei. Wenn aber nachher Gillas mörderisches Geschrei in hilfloses, totnagelklägliches Schluchzen und Schlucken überbittet, dann sind es wohl dieselben Hände, die die letzten, riesengroßen Tränen von Gillas Wimpern wegwischen. Und ebenso, wenn man mit irgendeinem so unheimlich großen und ratlosen Kummer zu Mutter gelaufen kommt. „Ja, ist's denn wirklich wieder so schlimm?“ fragt sie und streicht mit weißer Hand den wirren Schopf aus dem heißen Gesichtchen, und schon ist alles wieder gut.

Und so helfen Mutter's Hände durch den Tag und hinein ins Leben. Sie geben Rückhalt, machen Mut und leiten an. Später einmal werden sie noch anderes für Gilla bedeuten. Aus dem kleinen Mädchen wird dann eine Gifela geworden sein, deren Hände nun selbst sicher und gewandt ihr Tagewerk tun. Es wird dann vielleicht auch nicht mehr die weiche, elastische Mutterhand sein, die sie vor Augen hat, sondern eine Hand, die durch Arbeit hart geworden ist, in die Rastlosigkeit und Aufopferung ihre Rinnen gezeichnet, die das Leben formte. Alles Einzelerleben, das von diesen Händen ausging, wird Gilla nicht in ihrem Herzen behalten. Aber alles wird zusammenmünden in das große Gefühl der Zärtlichkeit und Verehrung. Unendliche Liebe wird von dieser Hand mit dem schlichten goldenen Ring wieder in Gifela überströmen. Manchmal auch werden der Mutter Hände als stille Mahnung über den Scheideweg einer gefährlichen Stunde hinweghelfen. Und all' dieses Fühlen wird sich endlich umwerten zu neuer Frauengüte und Mütterlichkeit.

Gwa Meyer.



Das Biskuithertz

Von Helene Christaller

Sie war alt und sehr einsam. Zwei Söhne waren im Krieg gefallen, einer hatte in Südafrika eine Farm. Eine Tochter war in der Schweiz an einen Farmer verheiratet und die jüngste war Lehrerin in Berlin. Die Achtzigjährige hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Einst eine vielgelesene Schriftstellerin, hatte sie seit zwanzig Jahren nichts mehr veröffentlicht; sie wurde nun von der Jugend als altmodisch empfunden oder überhaupt vergessen. Nur hier und da kam ein dankbarer Brief von einer Mutter, die abseits von der Welt wohnte, oder einer Heranwachsenden, der sie, ohne es zu wissen, Wegweiser geworden war, oder einer Kranken, die von ihren Bäckern erquickt worden war.



Scherenschnitt von H. Schwarz

Aber sie war nicht verbittert darüber, denn sie liebte ihre Einsamkeit. Und dann hatte sie einen Garten. Ihr kleines Häuschen lag mitten darin, ein wenig vor dem Dorf am Abhang eines Hügel. Und sie hatte auch einen Hund, einen kleinen, rauhaarigen Terrier, der auf den Namen „Friedrich“ hörte. Wer einen treuen Hund hat und ein Steingärtchen, der ist wohl versorgt in der Welt des Alters. Kommt dann noch eine brave Magd dazu, die alles Schwere auf die jungen Schultern nimmt und das Wissen um Entschuldigungen, die in den Ferien zum Großmutterheim treiben, so bleibt nichts zu wünschen. Das Letzte mußte sie allerdings entbehren; sie konnten nur aus der Ferne bestrahlt werden mit der gelbsten Sonne, wehrhaften Strohkröpfen und blauen, roten und grünen Wänsen.

An diesem Morgen sah die alte Frau auf der Veranda ihres Häuschens und las die Zeitung. Was sie wieder neumodische Sachen ausheckte, dachte sie und nahm die Hornbrille ab. Jetzt machen sie sogar Muttertage und feiern öffentlich, was sonst mit ihrem Händchen und dankbarem Fuß sich zwischen Mensch und Mensch abspielt.

Ihre Gedanken gingen zu den Kindern. Der vor Verdun gefallen war, hatte in der letzten Agonie nach der Mutter geschrien, wieder und immer wieder. Was bedeutete daneben ein Unterrod aus rosa Kunstseide? Den andern hatte sie nach langem Kriegesstichum gestickt und er war in ihren Armen gestorben. Viele Stunden hatte sie ihm vorzulesen, damit sein Geist von den Schmerzen abgelenkt würde, und sie fühlte noch seine heißen Finger, die mit dankbarem Druck die ihren umschlossen, wenn ihre Stimme schließlich verlagte. Der Jüngere hatte seine Tochter nach ihr Elisabeth genannt und seine Ueberlebenszeit ging dort fort, ohne ein Zeichen des Gedenkens. Sie wußte von jedem Hohen, was geboren wurde und jedem Fieber, das ein Enkelkind besaß. Die Tochter in Berlin brachte alle Ferien bei ihr zu und sprach davon, einmal ganz zur Mutter zu ziehen. Aber die Schweizer Kinder wollten sie überleben, mit ihnen in den Bergen zu wohnen und sich von ihrem Häuschen und Gärten zu trennen.

Nein, sie brauchte keinen Muttertag, der die Kinder erinnerte, was sie für sie getan hatte; ihre Kinder wußten, was sie an ihr hatten.

Die Post kam. Nichts darunter von ihren Lieben? Sie war enttäuscht. Heute am Sonntag und Muttertag dazu, dachte sie unlogisch, hätten sie ihr doch wenigstens schreiben können — jedenfalls die zwei Töchter.

Freundchen sah sein Frauchen mit treuen Hundeblick an und webete mit dem Stummelwollknäuel; er spürte immer gleich, wenn sie auf dem dunklen Weg wandelte.

Er begann im Kreis herumzuspringen und ihr mit scharfem Bellen etwas mitzuteilen, was sie sehr gut verstand; er wollte mit ihr in den Garten gehen und den Klümchen „Guten Morgen!“ sagen. Sie hand auch ganz gehorchen auf, eine hohe ungebogene Gestalt mit schnee-

MÜTTER

Mütter ringen um das Leben,
Das sie unterm Herzen tragen,
Das verschwenderisch sie geben
In des Lebens reichsten Tagen.

Mütter sind wie Bataillone,
Die da kämpfen, um zu siegen —
Unsichtbar ist ihre Krone,
Und ihr Lorbeer sind die Wiegen. . .

Mütter sind im langen Leben
Weggenoss' und Wegbereiter:
Was an Liebe sie uns geben,
Ist für immer uns Begleiter. —

Mütter! Auch in schweren Stunden,
Auch in Härte, Kamerad:
Unauslöschlich uns verbunden,
Seht Ihr mit in unsrer Tat!

Selma Schret

weißen Haaren, und griff nach ihrem Stock. Wenn man alt war, ging man sicherer dreibeinig als zweibeinig.

Im Steingärtchen war große Volksversammlung. Die Primeln waren sehr in Fahrt, gelbe Myrtillen stützten wie ein Wasserfall von Felsen, Iberis machte schnee-weiße Polster, die von Vienen besucht wurden und schon fing Ehrenpreis an, seine blauen Rippen zu entfalten. Der alte Rücken bückte sich mit Mühe, rusperte hier ein Unkraut aus, drängte dort übermütiges Wachstum beiseite, das beschneidende Fingerringe wollte.

Freundchen sah gelangweilt auf dem Kiesweg und spähte nach dem Tor. Da kam jemand, zog die Glocke. Mit wütendem Geplätsch stürzte das Händchen nach einem weißlackigen Konditorlehrling, der ihm mit schmeichelnden Worten zu beruhigen suchte. Die alte Frau tauchte aus ihren Blumen auf und kam langsam zum Tor.

„Das soll ich abgeben“, sagte das Bäckerlein und reichte eine Schachtel über das Gitter. „Ich habe nichts bestellt, Fräulein“, meinte sie ab.

„Ja, ich weiß. Das ist anonym.“ Er schlug den Deckel zurück. Ein großes Biskuithertz, mit Schokolade überzogen, leuchtete aus einem weißen Spitzenpapier und darauf stand mit Zuckerguß geschmückt: Der Mutter von tausend Töchtern zum Muttertag.

„Es ist von auswärtig bestellt, und der Meister sagt, wegen der schönen Bäckerei“, meinte der Lehrling wichtig. Die Bestellung hatte bei Konditors sehr Eindruck gemacht.

„Ach so“, sagte die alte Frau, „wegen der Bäckerei!“ Das war ja schon schrecklich lange her. War sie das wirklich einst gewesen?

Badische Erzähler: Richard Serrau

DAS GERICHT

Schweigsam zieht der Reitertrupp über das verbödete Gelände. Von hinten ist nichts zu ersehen. Duffelblau die Mäntel des Sattelsaues, hin und wieder ein Pferdegeschmeide unterbrechend allein die Stille.

„Kann doch kein Auto gewesen sein“, meinte der Führer kurzangebunden zu dem neben ihm reitenden Wachtmeister, „vorhin — drüber auf der Landstraße.“

„Wäre ja auch ein Unfall, sich so weit vorzuwagen.“ Der Ventnant nickt und sinkt in seine Gräbel zurück. Diesmal geht es wieder um Gänge. Die drüber mögen das Recht, das er ausgeben soll, nicht über gelassen haben. Aber gerade solche Aufträge, bei denen man seinen Weisnam aufs Spiel zu setzen hat, sind nach seinem Geschmack. Sie lenken ab vom Grillenfang. Man muß etwas anderes denken als ... ach, unabhässig diese moderne Geschicklichkeit! Daß doch die Toten ruhen! — Was kann er dafür, daß dieses süße, kleine Geschöpf das bishigen Glück absteht vom Tugendpaße nicht ertragt und glaubte, dem wüchlichen Abenteuer einen solchen hochbramatischen Abschluß geben zu müssen? Sie war ja nicht leicht zu lockern gewesen. Aber gerade das bedeutete einen besonderen Reiz. Ihn lockten die Früchte, die unerreichbar schienen. Er war nun eben einmal ein Draufgänger. Und die Trüden von Gattinnenpflicht, von Wahrung der Ehre des im Felde Stehenden — er hatte sie nicht ernst genommen. Die Frauen liebten doch solche raffinierten, taktischen Klüngele, das Spiel reizvoll zu verlängern. Sie hätte ja keine Souveränität nach dem ersten Zusammentreffen in der Ober eben so wohl abschlagen können wie den Stilausflug ins Gebirge. Auch wäre es ihr ein Leichtes ge-

wesen, ihm nach dem Rotkreuzball ihr Haus zu verbleiben. Aber Halbheiten über Halbheiten! Und dann der Sprung ins Uferloß! Er hätte kleine Frau!

„Was ist das, Herr Leutnant Harff?“ Eine wilde Schreierin hebt an. Ganz in der Nähe. Wohl droben auf dem Hang, den sie eben hinaureiten? Der Offizier sprengt seinen Reiter voran zur Höhe. Die liegt drei, vierhundert Meter entfernt ein Gehöft. Zwischen geräuherten und rauchenden Bauten sind ein paar Feldberge in einem Kampf mit Kollaten verdrängt. Sie müssen der Uebermacht unterliegen.

Ein kurzer Besch Harffs, und im Galopp geht es auf die ineinander verknäuelten Gruppen zu. Die Reuten wenden sich den anprengenden Reitern entgegen. Es entspinnt sich ein Handgemenge, das bald mit der Klucht der Kollaten endet. Harff setzt ihnen mit seinen Reuten nach. In einer Aderwurche stürzt sein Pferd. Er gleitet ihm über den Kopf. Aber Reiter wie Tier sind gleich wieder auf den Beinen. Als Darff aufstehen will, merkt er, daß die Stute lahmt. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Rückkunft seiner Reute abzuwarten, die schon weit vorn hinter den Kollaten über das Gelände saßen. An der Trenne fährt er den Gaul dem Gehöft zu. Dort wäscht sich eben am Brunnen ein Generalstabsoffizier eine Armmunde aus. Den Anfaßen eines Kränzwagens, die ansehend einen schweren Verwundeten nach dem nächsten Verbandplatz bringen wollen, ruft er noch zu: „In ein paar Minuten komme ich mit dem Motorrad nach.“ Der Wagen fährt davon. Nun ist außer dem Major kein Mensch mehr weit und breit. Harff tritt auf ihn zu, einen

Scherz auf den Lippen über den Vorwurf mancher Stäbe. Beim Geräusch seiner Schritte wendet sich der Generalstabsoffizier um und streckt ihm die unversündete Rechte entgegen: „Sie kamen gerade noch zur rechten Zeit. Ohne Sie ...“ Mitten im Satz bricht er ab. Sein Gesicht verfinstert sich. Die Augen starren entgeistert auf Harff, als erblickte er ein Wespen. Unwillkürlich fährt seine Hand an den Revolvergurt und klammert sich um den Holzknopf der Waffe. Erst jetzt erkennt Harff, wen er vor sich hat. Er schaut sich unwillkürlich um. Von seinen Reuten kehrt noch keiner zurück. Endlich hat er sich geküßt: „Ich ahnte nicht, daß Herr Major ...“

„Wir ahnten ja nie genügend voneinander; sonst ...“ „Daß das Unglück Sie treffen mußte. — Ich habe viel an Sie gedacht.“

„Sie — an mich? Hätte ich mir nicht träumen lassen.“ „In Mäseln? Ist Ihr Gedächtnis so schwach? Ihr Gewissen so gut? Nun — man geht hier draußen achselstehend über Männerleichen. Warum nicht über Frauenleichen zu Hause?“

„Ich verstehe nicht. Ihrem begreiflichen Schmerz muß man viel zugeben. Es ist wohl besser ...“ Harff macht sich an seinem Pferd zu schaffen.

„D nein, mein Lieber. Wir haben noch ein paar Worte miteinander zu reden. Sie waren ja noch manchmal während Ihres Heimatkommandos mit meiner Frau zusammen. Erzählen Sie doch! Sichtlich wissen Sie allerlei, was ich nicht mehr erfahre. Auch das Belangloseste interessiert mich begreiflicherweise.“ „Seider hatte ich nicht häufig ...“

„Ach? Ich glaube doch ...“ „Aber vielleicht kann ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen. Erinnern Sie sich nicht an eine „Tosca“-Aufführung und ein vergnügliches Souper danach? An einen Eklausflug und ein Geigelstein, an einen Rotkreuzball und eine Folge genussreicher Abende in Solln?“

Harff richtet sich straff auf: „Herr Major, ich stehe zu Ihrer Verfügung.“

„Habe ich noch so viel Umstände nötig?“ höhnt dieser. „Zun Sie — was Ihnen beliebt.“

„Rein Haben würde danach trügen ...“ „Aber ich verzeihe mich nicht an einem Wehrlosen. Und wehrlos bist du ja, Du; bist fast so wehrlos wie ich hier im Feld, als du dabei dein schändliches Spiel triebst mit einer armen Frau.“

Harff senkt die Augen. Dieser Blick, so voll Leid und Verzweiflung, voll fürchterlicher Anklage — ein sinnlos gerichteter Lebensblick schreit ihm daraus entgegen — ihm kann er nicht standhalten.

„Dast mir ja auch gerade das Leben gerettet“, hört er wieder die richtende Stimme. „Ich schenke dir das Deine dagegen. Wir sind quitt. Aber komm mir nicht noch einmal unter die Augen! Fort jetzt ... fort ...“

Wie schlafwandelnd macht sich Harff, das Pferd an der Trenne führend, auf den Weg. Er braucht nicht lang zu gehen, schon führt er auf einzelne seiner Reiter. Verfeinert nimmt er Meldungen entgegen, verpackt sich die Wägel eines aufsehenden Kollatenpferdes, setzt sich an die Spitze seines kleinen Trupps, der Richtung zu, wo das Ziel seiner Aufgabe lag.

Und er löst diese Aufgabe, beinahe allein durch die eigene Tollkühnheit. Während er sich selbst noch mit den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers zu schaffen macht, befiehlt seinem zum Abmarsch angetretenen Trupp eine schweigende Geite, abzuziehen.

Dem Wachtmeister, der als letzter reitet, ist, als lagte sein Leutnant noch etwas. Er horcht auf. „Der Blick ... dieser Blick ... Das gilt nicht ihm. Er reitet weiter. Hat sich wohl gehört.“

Nach ein paar hundert Meter wendet er sich im Sattel um. Da sieht er seinen Leutnant noch immer am gleichen Fleck stehen. Jetzt hebt Harff die Hand zum Kopf. Was das nicht wie Peitschenknall! Und — was soll das — der Leutnant bricht lautlos in sich zusammen ...



Scherenschnitt von Liesel Baschang

Mutter, deine weichen Hände
strichen zärtlich über mich,
wenn ich, fort von frohem Spielen,
hin zu dir mich schlich.

Längst schon bin ich weit von deinem
warmen Herzen, deiner linden Hand,
aber eines weiß ich, Mutter:
Deine Seele stets mich fand!

Ernst Plösch

Begegnung mit einer Mutter

Von Fritz Kaiser - Immenau

Kam da einmal eine Frau zu mir, die im Hochsommer ihrer Jahre stand. Aber ihre Augen leuchteten jung. Wie der Frühling. Das freute mich. Weil Alltagsmenschen niemals diesen Gegenlag zeigen.

Und ich hatte richtig vermutet. Als sie zu sprechen begann, fühlte ich, daß diese Stimme edlen Feuern entliege. Sie klang wie Vorkreude und strahlte Wärme und Glanz aus, wie die Augen, die im Laufe uneres Gespräches zu feierlichen Kerzen aufglühten. Ich wußte um das Innereleben dieser Frau Bescheid, noch ehe sie mir die losen Blätter zeigte, auf denen sie eigene Verse hatte herazimiger Art. Es waren die ersten, denen sie das Gewand des Buches geben wollte, um sie zu Gleichgültigen reden zu lassen. Sie suchte eine Hand, die ihr dabei behilflich war. Deshalb war sie zu mir gekommen.

Da eilten meine Gedanken das weite Weidfeld zurück, das ich gegangen war, bevor ich an der Stelle meiner Erfolge kam. Und ich sah, daß es ein reich mit Dornen gefäster Pfad war, dem ich meine schönsten Jahre zum Opfer gebracht. Nun freilich, ich hatte ihn überwunden, weil mein Wollen ein ehrliches gewesen war. Dennoch beschlich mich in Erinnerung der durchsichtigen Mühsal ein hartes Mißgeschick, wenn ich mir vorstellte, daß ein Weib sie auf sich nehmen wollte, das schon bald ein Menschenleben lang den Vorzug des häuslichen Friedens genos und Mutter von mehreren Kindern war. In den Bergen spiegelte sich der Ernst, aber auch die löstbare Tiefe ihres Lebens.

Ich durfte ihr meine Bedanken nicht verhehlen. Das war ich auch denen schuldig, deren Liebe und Versehen bei ihr war.

„Sie sind eine Priesterin der Güte, Liebe und Schönheit, verehrte Frau, und haben einen Tempel und eine treue Gemeinde in Ihrem häuslichen Glück. Besitzen Sie damit aber nicht mehr als der Dichter? — Es ist ein Verdienst von unergleichlicher Größe, wenn Sie, als die Mutter, in Ihren Kindern wertvolle Menschen heran-

bilden. In der sittlichen Förderung des Erdengeschlechtes liegt das gemeinsame Ziel der wahren Mutter und des wahren Dichters. Ihre hat ihre Werke in ihren Kindern, dieser in seinen Büchern. Erkennen Sie jetzt, wo der schönere Teil liegt? — Nun werden Sie auch verstehen, weshalb wir weniger schreibende Frauen als Männer haben. Ueberhaupt wäre es besser, wenn wir unsere Dichter mehr in der schönen Aufgabe der Mütter und Erziehers besessen würden, als in der Eigenschaft des Schriftstellers. Denn in der praktischen Auswirkung einer Kunst liegt ihr realer Wert.“

Es folgte ein ernstes Schweigen. Die ganze Frauen-gestalt vor Ausdrud eines verhaltenen Staumens. Mit einem tiefen Atemzug erhob sie sich und drückte mir beide Hände mit aufwelternder Herzlichkeit. Ihre Augen lachten in einer schönen Erkenntnis.

„Haben Sie laufend Dank, aufrichtiger Meister. So sucht der Mensch oft ruhelos, hastet Phantomen nach und steht schließlich klagend an der Bahre seiner wahren Bestimmung.“

Der Frieden eines tiefinneren Glückes feierte im Anblick der schwebenden Frau. Wir war es, als blühte um ihr Haupt der Schein göttlichen Adels.

Am nächsten Tag trippelte ein kleines Mädchen zu mir und brachte mir Blumen als Dank von seiner Mutter. Es war ein allerliebtes Seelchen, selbst eine zarte Blüte, mit weichenblauen Augenstrahlen und einem Köpfchen voll Sonnengold. Sein Stimmchen war wie ein silbernes Glöcklein.

Nie wurde mir ein schönerer Begriff von Reichtum gelehrt.

Wie war der hoch zu preisen, der solches Kleinod besaß, der es gehoben aus dem Born seiner unerlöschlichen Liebe und ihm die Reinheit seiner Seele zum Wachstum gab.

O Mutter, das ist dein Werk!
Und du bist der Dichter, daß er dir die Hand reichen möchte! — Gib du ihm die deine und laß ihn teilnehmen an der Hoheit deiner Sendung.

Danzig ist Deutsch!

Das laufendjährige Schicksal der alten Hansestadt zeugt gegen Polen

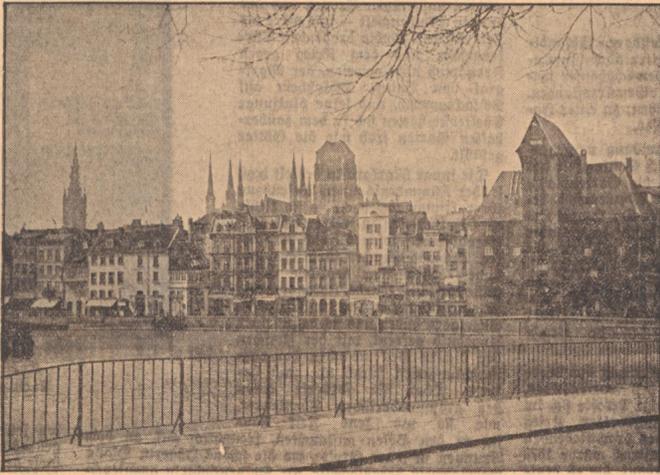
Im Laufe ihrer tausendjährigen Geschichte ist die Stadt Danzig oftmals das Ziel polnischer Annektionsabsichten gewesen. In manchen Jahrhunderten konnte es auch wohl scheinen, als ob der polnische Einfluß im Wachsen begriffen sei. Stets aber wurden die fremden kulturellen und politischen Faktoren wieder ausgeschieden. Der deutsche Charakter der Stadt und ihrer Bewohner ließ sich eben nicht umbiegen.

Im erstenmal wird die Stadt in der Mitteilungsgeichte des Bischofs Adalbert von Prag erwähnt. Adalbert predigte im Jahre 997 in Danzig das Christentum. Schon damals stand die Stadt in hoher wirtschaftlicher und kultureller Blüte. Sie war die Hauptstadt der Provinz Oberpommern, die ihre kulturellen Wirkungen und wirtschaftlichen Ströme weit in das Land hineinleitete. Im Jahre 1188 wurde sie mit einer Festungsmauer umgeben, die ihr ein mehrfaches Aussehen verlieh. Die ersten in der Geschichte bekannten mordenen Kriege brachten über die Stadt am Ufer der Mottau hinweg. Herzog Mestwin II. lag um die Mitte des 13. Jahrhunderts mit seinem Bruder in einem Herrschaftsstreit, der durch Brandenburg entschieden werden mußte. Mestwin rief brandenburgische Truppen zu seiner Unterstützung in das Land, die schließlich zu schlichen. Nach seinem Tode fiel Danzig an Przemislaw II. von Polen. Sein Erbe Kottletief rief den deutschen Orden, der unter Hermann von Salza die Länder östlich der Weichsel zu kolonisieren begonnen hatte, gegen Brandenburg zu Hilfe. Der deutsche Orden besetzte die Stadt, die nun sein Eigentum wurde (1309). Der Polenkönig Kasimir II. bekräftigte in dem Vertrag von Kalisch diese Neuregelung und trat seine Erbansprüche an den Hochmeister Rudolf ab.

nen deutschen Charakter trotz der ständigen Bedrohung durch Polen unerschütterlich bewahrt hatte, fiel an Preußen. Vorüber-

gehend wurde während der napoleonischen Kriege und Preußens tiefsten Niederlage Danzig noch einmal zu einer Freien Stadt erklärt, die unter dem Schutze Preußens, Sachsens und Frankreichs stehen sollte. Das war jedoch nur ein Zwischenpiel. Denn nach der endgültigen Niederwerfung Napoleons trat Danzig im Jahre 1814 unter die preussische Oberhoheit zurück, unter der es bis zum Jahre 1919 verblieb.

Die Katastrophen, die Danzig im 19. Jahrhundert erlebte, einen Durchbruch der



Danzig, die Stadt an der Weichsel

Blick über die Mottau auf das historische Krantor, das Wahrzeichen der Stadt, im Hintergrund (Mitte) ragt der wuchtige Turm der Marienkirche und (links) der Turm des Rathauses auf.

Aufstieg zur Hansestadt

Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt hatte durch diese Feldzüge keine Einbuße erlitten. Danzig war einer der Handelsmittelpunkte im Osten. Es trat deshalb auch im Jahre 1388 dem Bund der Hanse bei. Durch die engen Verbindungen mit den übrigen Hansestädten längs der Ostküste nahm der Aufschwung einen schnellen Fortgang, der sich besonders in der Erweiterung der Stadt durch große Bauten ausdrückte. Im Laufe des 14. Jahrhunderts entstand die sogenannte Neustadt, die Zunnenhöf und die Vorstadt. Das Ansehen und die Macht Danzigs wuchsen, so daß es bereits am Ende des 14. Jahrhunderts als kriegsführende Macht in Erscheinung treten konnte. Im Bündnis mit dem Schwedenkönig Albrecht besetzte es Stockholm. Ein weiterer Feldzug, der durch den Kampf der Hansestädte gegen die seeräuberischen Wikinger ins Rollen kam, entspann sich gegen die Königin Margarete von Dänemark.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts ist durch die verlorene Schlacht bei Tannenberg 1410 gekennzeichnet. Das mit dem deutschen Orden verbundene Danzig erlebte die Niederlage und Rückschläge mit, die zum Rückzug der Kolonisatoren auf die Marienburg führte. Bürgermeister Konrad Veyta von Danzig tat sich dadurch hervor, daß er sich an der Rettung der Hochmeisterburg wirksam beteiligte. Mitte des 15. Jahrh. stand Danzig als ein autonomes Staatsgebilde da, das nur durch lockere Verbindungen mit dem Polenkönig Kasimir verknüpft war. Der Freiheit verwehrt sich selbst, besetzte keine Ämterstellen nach freien Entschlüssen und in dem „Privilegium Costmirianum“, zu dem sich Kasimir bereitfinden mußte, wurde festgelegt, daß die Stadt von allen Steuern und Abgaben frei sein sollte. Auch nach außen hin behielt Danzig freie Hand und freie Entscheidung über Krieg, Bündnisse und Frieden. Das eigene Stadtrecht, das damals unter dem Namen „Danziger Willkür“ aufkam, schützte die Bürger vor fremden Eingriffen in die Amtverwaltung. Die Besetzung des Bistums Ermland war der Auftakt zu einem achtjährigen Feldzug, der als der „Puffenricke“ (1472-80) in die Geschichte einging. Auch in diesem Krieg bewährte sich die Macht und das Ansehen Danzigs. Bereits im Jahre 1529 gewann die Reformation in die Stadt Einzug, die sich dann in den nachfolgenden Jahrzehnten weiter ausbreitete.

Zwischen den Staaten

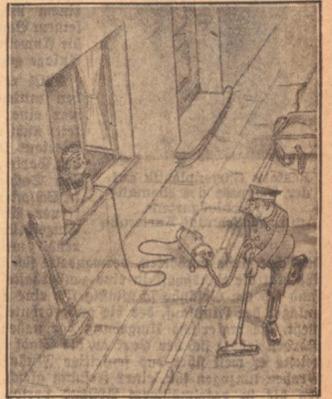
Eine neue kriegerische Auseinandersetzung mit dem Königreich Polen ergab sich aus der Wahl Stephan Bathoris zum König von Polen. Danzig lehnte Stephan als Herrscher ab und entschied sich für Kaiser Maximilian II. Auch als der Kaiser im Jahre 1576 starb, weigerte sich die Stadt dem Polenkönig die Puljanna darzubringen. Die nachfolgende Belagerung durch die Polen brachte keinen endgültigen Sieg Stephens. Er mußte sich mit einer „Abbitte“ und der Hofnung einer Geldbuße begnügen. Im kommenden Jahrhundert wurde Danzig der Hansekapitel zwischen Schweden und Polen. 1656 landeten schwedische Truppen, um die Stadt zu besetzen. König Johann Kasimir vertrieb im Bündnis mit Holland die Eindringlinge. Der Elbinger Vertrag zwischen dem Großen Kurfürsten und den Holländern, der im gleichen Jahre abgeschlossen wurde, sollte Danzig die Neutralität sichern. Fast 100 Jahre lang herrschte Frieden. Eine abermalige Belagerung von den Sachsen und Russen erlebte die Stadt im Jahre 1734, nachdem König Stanislaus Leszczyński Danzig zu annektieren versucht hatte. Nach mehrmonatiger Einschließung fand die Kapitulation statt, die praktisch die Zurückdrängung des polnischen Einflusses bedeutete.

Eine endgültige Klärung in diesem jahrhundertalten Streit trat nach der zweiten Teilung Polens 1793 ein. Danzig, das sel-

Lachen am Wochenende



Regie im Bühnenstil
„Kinder, wir müssen ihn unbedingt wecken, es ist höchste Zeit zum ersten Hahnenkroch!“
C. G. Becker.



Meiner Liebesdienst auf dem Asphalt
Gans Dost.



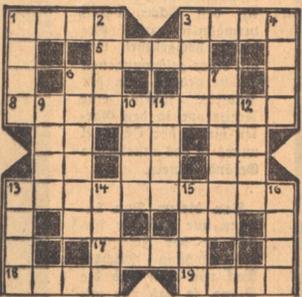
Gespenserspuk im Frühling
„Mein — hier kann ich wirklich nicht hören!“
Witt-Galle.



„Motorisierung“ aus der Vogelshau
„Nee, nee — nen Bierstiger müssen ja schon haben!“
C. G. Weiss.

Köpfchen! Köpfchen!

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1 Empfindung, 3 berühmter deutscher Philosoph, 5 Fluß in Italien, 6 Krafteinheit bei Motoren, 8 wichtige Organisation der Selbsthilfe bei allen modernen Völkern, 13 Seemann, 17 gesellschaftliche Klasse, 18 tierische Schutzgüte, 19 Metall.

Senkrecht: 1 vollständige Bezeichnung eines Nutztieres, 2 Schiffsteil, 3 männlicher Beruf, 4 Vergnügen und kultische Handlung, 6 Stenochirurg, 7 männlicher Vorname, 9 bekannter deutscher Mäner, 10 Salzföhrung, 11 Sängerguppe, 12 höchster Adelstand, 13 Gewürzart, 14 Gehirne in Rußland, 15 inneres Organ, 16 Baal.

Silberrätsel

a - a - Bahn - her - bruch - ge - de - de - del - der - di - di - eis - el - en - gott - ha - heim - hund - i - il - in - ins - tes - to - ta - tat - te - le - li - leb - ma - mau - men - mo - mu - na - nau - ne - ner - ni - nung - ord - ok - pri - ra - ri - sa - sa - sar - se - sel - sel - send - so - sen - tau - te - ti - ti - un - us - vreau - we - wind

Aus diesen 65 Silben sind 26 Wörter von nachfolgender Bedeutung zu bilden:
1 Himmelsrichtung, 2 Frucht, 3 Suppe, 4 Richtung, 5 Ritz, 6 innerer Körperteil, 7 heiliges Seebad, 8 männlicher Vorname, 9 schöne Stadt in Tirol, 10 Wirtshaus, 11 Heberart, 12 Küchengerät, 13 hart Zeit und Mühe, 14 afrikanische Insel, 15 Nebenfluß des Rheins, 16 weiblicher Vorname, 17 deutsches Verb, 18 schmackhafter kleiner Fisch, 19 Berg in den Anden, 20 winterliche Sportstätte, 21 Zwittertracht, 22 altjapanischer Ritter, 23 Zahl, 24 Hundart, 25 Menschenrasse.

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch (g und k gelten als je nur 1 Buchstabe).

- _____
- _____
- _____
- _____

Ihr Wunsch

Mit fetten Liebeschwüren pries,
In schmelzendem Accord,
Er sie als Rätselwort.
Sie seufzte still und dachte dies:
Wenn er's statt 6 und 4 mich hieß
Das wär das schönste Wort.

Zahlenpyramide

1	Konsonant
2 1	Värowort
3 2 1	alte Waffe
2 3 2 1	fictenddeutsche Stadt
3 2 4 2 1	Raubvogel
3 2 4 3 2 1	Musikant

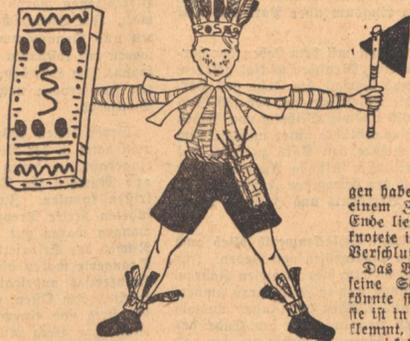
Wer hat richtig erraten?

Silberrätsel: 1 Donatolen, 2 Indiana, 3 Eigenhebe, 4 Nachhemd, 5 Alpenveilchen, 6 Zahn, 7 Unbunt, 8 Regenstirn, 9 Partorel, 10 Anemarie, 11 Gemischt, 12 Watter, 13 Geranie, 14 Zaubern, 15 Sallie, 16 Zürl, 17 Eshypon, 18 Treibhaus. — Die Natur hängt stets wieder beim Rinde an.

Vorkehrästel: Fieber, Eide, Robert, Indien, Erna, Nase. — Ferien.

Von Kopf bis Fuß Indianer

Text und Zeichnungen von Anneliese Machsches



Mein Kopfbund ist ein Streifen Wellpappe, in den ich schöne Hüfnerfedern hineingesteckt und geleimt habe. Sie sind ungefähr, weil die Federn von Natur schon schon gemustert sind. Den gleichen Schmuck tragen meine Weine. Um den Hals habe ich mir einen

Bundfaden gebunden, ihn auch — wie die richtigen Indianer es tun — als Schutz um die Göße tragen.
Mein Schilf ist der Deckel eines Pappkartons und trägt an der Innenseite einen handbreiten Pappstreifen als Griff geleimt und genäht. Der Köcher für meine Pfeile ist eine Pappschachtel, durch die ich einen fetten Gürtel gezogen habe. Es sind drei Bindfäden, die ich zu einem Kopf geflochten habe; an dem einen Ende lieh ich eine Kelle heften, in das andere Ende lieh ich einen Bafelnebel ein, den ich als Verschluß durch die Kelle knöpfen kann.
Das Widrigste über ist mein Indianerkell: seine Schenkel ist aus Holz gefügt (man könnte sie auch aus fetter Pappe schneiden), sie ist in einen oben gebaltenen Holzgriff gefleimt, der an der Spitze mit Bindfaden fest umwickelt ist; einige Nadel sind außerdem hindurchgeschlagen und geben dem Kriesspiel einen guten Galt.
Meine ganze Ausrüstung habe ich mit Erdfarben bemalt: es sind meine Indianerzeichen und ihr werdet an ihnen erraten können, daß ich die „Schnelle Schlange“ bin!

„Motorisierung“ aus der Vogelshau
„Nee, nee — nen Bierstiger müssen ja schon haben!“
C. G. Weiss.

Sudetendeutsche Kunst am Oberrhein

Von Anna Maria Renner

Der Park von Schlackenwerth



Rastalt: Gartenplastik auf der Terrasse des ehemaligen Schlossgartens. Aufn.: W. Schmidt, Karlsruhe

Herzog Julius Heinrichs Leidenschaft waren seine Gärten gewesen. Er ließ darin Albrecht von Wallenstein, der mitten in den Jahren des Krieges, mitten in den Plänen der großen Politik in seiner Residenz Gitschin und bei seinem Stadthause in Prag große Gärten anlegte, mit Brunnen und Wasserfontänen, einem Fasanengarten und einem Vogelhaus, der seinem Baumeister selbst die Anweisungen für die Anlage gab.

Solch reiches Aufblühen mitten im Kriege war eine Merkwürdigkeit; nicht umsonst stellte Merians Stich von 1656 den Garten des Herzogs von Sachsen-Lauenburg in Schlackenwerth in getreuer Wiedergabe der Einzelheiten dar. Während weite Strecken deutscher Erde verödeten, verwandelte sich in dem stillen Waldtal die Landschaft in eine zauberhafte Welt. Selten fand sich ein Gelände so günstig für eine große Gartenanlage: der Flußlauf, der die ausgedehnte Fläche durchzieht, die malerische Umgebung der nahen Hügel. Im Norden lehnte sich der Park an die Stadt an; im Süden reichte er weit über das jenseitige Flußufer. Wall und Graben umzogen ihn, einer Festung gleich, nur gewährten die in regelmäßigem Abstand vorstehenden Bastionen, statt Geschütze zu tragen, reizvolle Ausblicke in das offene Land. In den Graben war der Fluß geleitet.

Die riesige Fläche war in kleine Felder zerlegt; an der Kreuzung der Wege standen kleine Gebäude, Gartenarchitekturen, wie man sie in Böhmen liebt. Die ganze Anlage, für die der Herzog eine Reihe von Grundstücken aufgekauft hatte, war mit ungeheurem Aufwand zu Stande gebracht. Das dem Garten besondere Reiz und Reichtum verlieh, waren die Gartenplastiken und die Wasserfontänen, die meist miteinander vereinigt, in Lauben und Grotten aufgestellt waren. In einem steinernen Röhrenwerk war das Wasser des Flusses und des Mühlbaches von der Stadt her geleitet; es füllte die Brunnenbecken und stieg in silbernen Strahlen in die durchsichtige Luft.

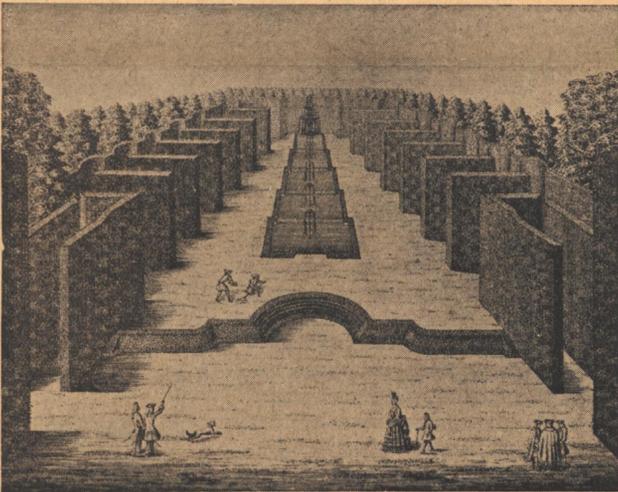
Es gibt zeitgenössische Beschreibungen, aus denen uns das Wunderwerk wiedererleuchtet und sich der heutige Park mit Bildern der Phantasie belebt: das eingebettete Tal, die Brunnenfontänen und ihre vielgestaltigen Wasserfälle, Wege und Alleen, Blumenpracht und Bildwerk. Ein großer steinerner Neptun lagerte in einer Grotte; aus der Urne, auf die er sich stützte, rann die silberne Flut in ein Becken, von dessen Rand es in breiten Strahlen mit melodisch rauschendem Klang hinabfiel. In dem klaren Wasser der Brunnenbecken, die mit bunten Fischen ausgelegt waren, spielten Goldfische. Am meisten wurden die Gartenarchitekturen geliebt, die Einsiedler, die Grotten, das Gartenhaus und eines seiner ersten Ge-

wächshäuser die an trüben Tagen die kostbaren südländischen Gewächse schützten, bei hellem Wetter aber hinweggeführt werden konnten. Beete und Gewächshäuser waren voll der seltensten Blumen und Gewürzpflanzen. Künstliche Berge trugen kleine Tempelchen; zu einer Insel fuhr man auf Rähnen über das Wasser.

Noch anschaulicher als diese Beschreibung vergegenwärtigen uns die Schönheit und zugleich Seltsamkeit des Gartens eine Reihe von Zeichnungen, die Gartenplastiken darstellen. Der Park wird zu einer Mythenswelt, belebt von den Göttergestalten der Antike: Da kämpft Herakles mit der Hydra, deren Häupter Wasser speien, oder seine Gestalt, auf einem Globus stehend und mit der Keule bewehrt, beherrscht den Reigen der Tierkreiszeichen; Nessos raubt Deianira, Atlas trägt die Erdkugel. Auf phantastischem Grottenwerk stehen Nymphen mit Muschelschalen, aus denen das Wasser rinnt. Jeder neue Frühling zauberte eine märchenhafte Pracht über das Flußtal der Stadt.

Gärten wandelten ihr Antlitz, Gestaltungen der Mode und fürstlicher Laune. Die Strenge des Gartenbildes, wie es Merians Stich von 1656 zeigt, belebte sich im Lauf der Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg unter den Händen der Gartenkünstler des prachtliebenden Herzogs Julius Franz. In seinem Auftrag wurde 1673 auch das Gartenhaus in der Gestalt erbaut, die es heute noch besitzt. Abraham Leutner aus Prag führte es aus. Aus den hohen, hellen, schön gewölbten Räumen blickte man hinab auf die buchgeschätzten Blumenbeete mit ihrer Fülle von Nelken, Levkojen, Päonien und Dahlien und der ganzen Blumengherrlichkeit dieser farbenfrohen Zeit.

Das Gartenhaus erhob sich in zwei Geschossen über einem quadratischen Grundriß. Der Hauptraum war ein großer, durch beide Geschosse aufsteigender Saal, den eine gemalte Decke nach einer illusionistischen Unendlichkeit er-



Schlackenwerth Das Gartentheater Nach einer Zeichnung von Joh. Sock 1716

weitere. In den Ecken dieses Saales waren Nischen mit Brunnenfiguren eingebaut, mit Grottenwerk und Stuckreliefs, und die farbige Färbung des Raums bot der schweren Architektur ein wirkungsvolles Gleichgewicht. Um den großen Saal lagen in beiden Geschossen Räume, die bewohnt wurden. Dies Gartenhaus war der Schauplatz fröhlicher Gelage und ernstlicher Beratungen; hierher zog sich der Herzog in den stillen Stunden zurück, während derer er seinen Studien oder seinen Liebhaberkünsten sich widmete. Von dem anmutigen kleinen Säulchen, das in dem Ueberbau lag, blickte man ringsum über Park und Tal und Hügel.

Der Garten ist eng verknüpft mit dem Leben der herzoglichen Familie. Er hat viel Menschenschicksal gesehen, Lust und Trauer, Glück und Verfall, die Feste des Herzogs Julius Franz und die Totenklage um den jäh Verstorbenen. Hierher kam 1690 Ludwig Wilhelm von Baden zur Brautwerbung, und hier erblickte unter winterlichem Himmel, während tiefer Schnee den Park zudeckte, das junge Liebespaar der Prinzessin Sibylla Augusta. Der Garten sah die Ratlosigkeit der verwaisten Fürstentöchter, den Streit der Bewerber, Verlobnis und Hochzeit, Trennung und Abschied.

Mit Schloß und Herrschaft Schlackenwerth blieb auch der Park Besitz der jungen Markgräfin von Baden. Ihr Gemahl, Ludwig Wilhelm, wohnte hier in diesen Jahren, die ihn auf Kriegsschauplätzen und in Feldlagern umhertrieben, für kurze Tage und Wochen der Ruhe. Ludwig Wilhelm ließ den Garten neu anlegen; am Ende des Jahrhunderts begann man Gärten zu lieben, die weit und räumig wirkten, deren Beete mit kunstvollem Rankenwerk, den kostbaren, überreichen Stickermustern ähnlich, ihre Blumenfülle ausbreiteten. Die großzügigen Vorbilder des Westens fanden den Gartenkünstlern vor Augen. Die Wasserbeeten wurden breit und flächig angelegt und über Rasflächen strömte silbern das Element wie

ein fließender Teppich. Er war heiter, dieser Garten, in dem die geschnittenen Taxusbetten Räume einbegrenzten wie die Wände luftiger Gemächer. Ein Menageriehhaus wurde erbaut und nahm die seltenen Tiere auf, die man aus fremden Ländern kommen ließ oder sich gegenseitig zum Geschenk machte.

Das neue aber war ein Gartentheater, eine Freilichtbühne mit lebendigen Kulissen aus geschnittenem Gezweige; in einem Becken, das den ganzen Hintergrund durchmaß, rann das Wasser einer Kaskade von Stufe zu Stufe und verlor im Vordergrund hinter einer Brüstung. Das Becken aber ward gefüllt aus einem kleinen See im Hintergrund, ein Schiff wurde darüber gesteuert, und die ferneren Hügel schlossen den Prospekt. In diesem Gartentheater wurden die kleinen Singspiele und Komödien aufgeführt, Szenen aus der antiken Mythenswelt — und wäre die Zeit mit der ständig drohenden Türkengefahr und dem Krieg gegen Frankreich nicht gewesen, der Markgraf von Baden, Schloßherr auf Schlackenwerth, und seine blühende Geliiebte hätten sich in dem zauberhaften Garten froh wie die Götter gefühlt.

Die junge Markgräfin beglielt trotz früherer Kummer ein Lebensglück ihrer Jugendzeit — sie liebte es, Schelmerien zu treiben und auch einmal einen losen Streich zu spielen. Sie mag manchen fürstlichen Besucher, dessen allzu deutliche Courtoisie ihr lästig wurde, lebenswürdig zu einem Spaziergang im Irrgarten eingeladen haben und sich dann seiner Ungebild gefreut, mit der zwischen den dichten Heckenwänden der engverwundenen Wege hin und her irrte. Oder sie forderte einen der großpredigerischen Abenteuerer, wie sie um jene Zeit häufig an den Höfen auftauchten, freudlos auf, an dem Brunnen in jener Grotte, wo die schöne Jägerin Diana marmorweiss herablächelte, ihr Spitzentüschlein anzufassen, damit sie die von Geheiß und Gelächter erhitzten Wangen kühle; zu der Grotte aber gelangte man über einen Steg, und beim ersten Schritt, den der Dienststrige darüber tat, löste sich der künstliche Mechanismus des Steges, er bog sich seitlich, und der feine Kanalar fürzte ins Wasser, nicht gefährlich, aber verdrießlich genug.

Nach seinem Sieg bei Eszackom errichtete Markgraf Ludwig einen Neubau im „Weißen Hof“, nach Süden, gegen den Garten gelegen. Der schlichte, maßvolle Bau mit seinen beiden Geschossen, einem niedrigen Erdgeschoss und einem Hauptgeschoss, hatte seine Vorbilder in den österreichischen Landschlössern. An den Ecken waren turmähnlich zwei Geschosse hochgeführt und mit einer geschwungenen Haube bedeckt. An der Südfassade führte eine Freitreppe in den Garten hinab, der Ostflügel wuchs in das ansteigende Gelände hinein.

Von diesem Bau besitzen wir noch die Ansicht in der Zeichnung des Johann Michael Sock von 1716 und die Pläne, so daß wir mit dem heutigen Baubestand vergleichen können. Leider vernichtete 1796 ein Brand den Dachstuhl, und ein Notdach deckt heute die beiden Geschosse Räume mit ihren kahlen Mauern. Nur im Gewände der Fenster sind noch Studornamente erhalten. Welch harmonische Raumgebilde waren diese Zimmer einmal, durch deren hohe Fenster die Sonne über die kunstvollen Böden aus Studmarmor und edeln Holzern, über die seidenbespannten Wände und den kostbaren Hausrat sprachte, aufblühend im vielfarbigen Gesfinkel der Leuchter aus buntem Glasfluß und in den geschliffenen Spiegeln.

Im Erdgeschoss waren die Räume noch mit den schweren Kreuzgewölben überwölbt, die man um jene Zeit in fast unzerstörbarer Festigkeit baute. Heitere Götter- und Hirtenszenen waren auf die Flächen des Gemälses gemalt. Im Obergeschoss schmückten vergoldete Stuckarbeiten und Ornamentmalerei die Decken, und die Wände waren mit kostbaren Seidenstoffen und Wirtteppichen bespannt. Im Hof, den die beiden Flügel einschlossen, führten Freitreppen nach den Wohngemächern im oberen Stockwerk.

Neben diesem „Weißen Schloß“ lag das Erdreich an; man hatte in der Neigung des Geländes die Glashäuser eingebaut, in denen im Winter die Drangensbaumchen und Myrthen ihr Dasein unter dem rauheren Himmel fristen konnten. Zu der Terrasse über der Drangerie führten breite Treppen mit Balustraden; die Treppentwangen waren mit Grottenwerk verkleidet und in den Nischen der Sitzseite standen Marmorstatuen. Vor der Drangerie waren die Beete als Füllung eines weiten Halbkreises angelegt, in dessen Mitte eine Wasserfontäne spielte. Im Osten, wo Wall und Ringgraben sich schlossen, stieg von einem kleinen Wasserlauf umzogen, ein künstlicher Berg mit einem gewundenen Weg an; mit einem Rahm mußte man übersehen, um zu dem kleinen, ländlichen Laubengang auf seiner Höhe zu gelangen.

Als Schloß und Park vollendet waren, rief den Markgrafen seine Aufgabe an die Westgrenze des Reiches. Auf dem östlichen Kriegsschauplatz übernahm ein anderer den Oberbefehl, Prinz Eugen. So kam es, daß der Gar-



Augusta Sibylla als junge Frau Nach einem Kupferstich von 1696

ten jahrelang vereinsamt stand; das Schloß harrte vergebens auf die Rückkehr des Erbauers. Den Markgrafen hielt der Krieg, die Wehr am Oberrhein drüben fest. Als Sibylla Augusta im Herbst 1709 wieder nach Schlackenwerth kam, war sie Witwe. (Fortsetzung folgt.)

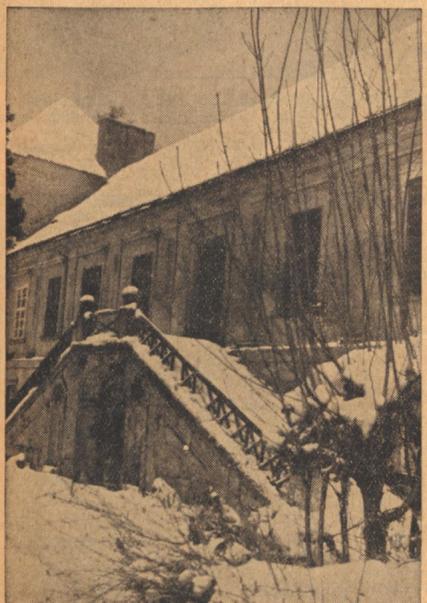


Kriegerehrenhalle von Schlackenwerth. Erbaut 1691 und gestiftet von Markgräfin Sibylla Augusta Aufn.: Archiv-Schlackenwerth



Klostergebäude Schlackenwerth 1666 Klosterkirche, dahinter Laterne der Gruftkapelle der Herzoge von Sachsen-Lauenburg, Grundstein 1644 Weihe 1663

In der letzten Fortsetzung müssen die beiden Unterschriften unter den Bildern der Herzöge von Sachsen-Lauenburg miteinander vertauscht werden.



Schlackenwerth Südflügel des „Weißen Schlosses“ 1691–1695 von Markgraf Ludwig Wilhelm erbaut Aufn.: A. M. Renner (2)

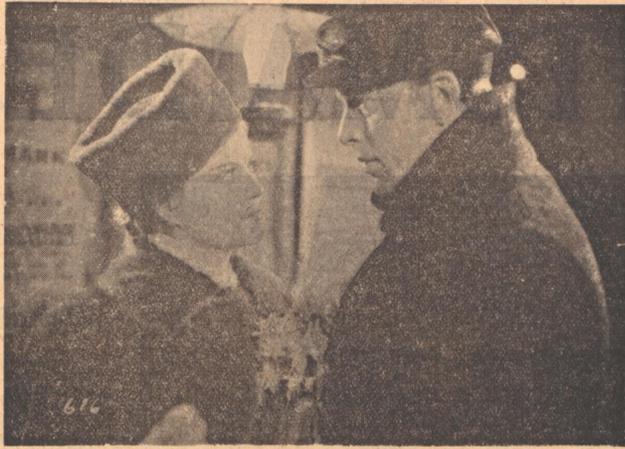
Veit Harlan dreht Sudermann

Auf den Spuren einer neuen „Reise nach Tilsit“
Eine „Tote“ wird an Land gezogen

Von einer Fahrt an die Kurische Nehrung zu den Aufnahmen des Tobis-Filmes „Reise nach Tilsit“, den Veit Harlan zur Zeit dreht, sendet unser Mitarbeiter Horst Schönberg folgende packende Schilderung.

Das hatte sich auch niemand träumen lassen, daß Ridden, dieses kleine Fischerdorf auf der Ostseite der Kurischen Nehrung, noch vor Beginn der eigentlichen Saison mit einer Sensation aus dem Winterschlaf gerissen wurde. Zwar schon die Sonne schon sommerlich heiß vom Himmel herunter, aber die Feriengäste und Frühjahrsreisende waren durchaus noch zu zählen gewesen, so daß auch die meisten Hotels ihre Türen nicht vorzeitig zu öffnen brauchten. Bis eines Tages ein hellgraues Mercedes-Kabriolett und ein großer, schwerer Omnibus von Memel her über die Nehrung gefahren kamen. In Ridden machte die seltsame Expedition halt und man brauchte durchaus kein großer Prophet zu sein, um auf den ersten Blick zu wissen, daß es sich hier um Filmleute handelte. Denn das rund Gesichtliche, das da aus dem Sportwagen sah, konnte wahrhaftig niemand anderes sein als Kristina Söderbaum, und die breite Gestalt neben ihr, die sich jetzt aus dem Führerort heraushebt, ist der Regisseur Veit Harlan zum Verwechseln ähnlich. Im ganzen waren es etwa zwanzig Filmleute, die da noch nach und nach aus dem Omnibus stiegen, und die außer ihren Koffern eine Anzahl schwerer Röhren, Klebbehälter und riesenhafte Ledereutensilien ausluden. Morgen — das erlebte ich schon — nebenbei von einem der Großen — sollten nämlich hier die letzten großen Szenen für den neuen Tobis-Film „Die Reise nach

Und je mehr ich las, um so klarer wurden mir auch die Unterschiede zwischen der Sudermannschen Novelle, an die ich mich immer deutlicher zurückzurückerte, und dem Drehbuch von Veit Harlan. Ja, ich entsann mich schließlich sogar noch des Murnau-Filmes, den ich vor Jahren einmal gesehen hatte, und dem damals der gleiche Stoff, allerdings in amerikanischer Übertragung, zugrunde lag. Was nun bei dem neuen Harlan-Film gegenüber der Novelle und dem Stummfilm von Murnau wesentlich anders sein wird, das sind weniger die geringen Ortsverlegungen der Handlung noch die Änderungen im Geschehen selbst, als vielmehr die grundlegende neue Auffassung der Charaktere. Und die beginnt schon bei dem Fischer Endrit, der von Frits van Dongen gespielt wird und der keineswegs die Ausgeburt eines rohen Verbrechers ist, sondern ein Fischer, dem das Schicksal eine fremde Frau zwischen seine bisher recht glückliche Ehe gestellt hat. Schlägt da nicht auch vielen von uns das peinliche Gewissen und ist nicht jeder schon einmal in einen ähnlichen Liebeskonflikt hineingerissen worden, entweder um über das Schicksal zu siegen ohne Schaden an sich und seiner Ehe zu nehmen, oder um unheimlich an dieser Versuchung zu zerbrechen. So ist auch die Handlung schon deshalb, weil ihre Träger Menschen von heute sind, aus dem vergangenen Jahrhundert in die Jetztzeit verschoben.



Frits van Dongen und Kristina Söderbaum in einer Szene der „Reise nach Tilsit“ (Tobis)

sich für die beiden anderen opfern muß, um das Unrecht gegenüber der damaligen Moral und das Verbrechen in das grelle schreiende Licht zu setzen, das es verdient.

Sturm über dem Haß

Am nächsten Morgen strahlende Sonne von einem tiefblauen Himmel. Ich komme gerade noch zurecht, als die Fischer aus ihren Pferde antreiben und die Filmleute in kleinen Strandkarren und Leiternwagen über den Dünenstrand zum Aufnahmemeer fahren. Veit Harlan, der nicht nur das Drehbuch geschrieben hat, sondern auch Regie führt, erklärt uns kurz die Situation, bis es zu jener kurzen Szene kommt, die wir gleich sehen werden.

Endrit, der sein Pferd in Tilsit auf dem Pferdemarkt verkaufen wollte, um auch seine Frau auf irgendeine Art loszumerden, befindet sich wieder auf der Rückfahrt in seinem Segelboot, und zwar nicht nur mit Elske, mit der er sich ausgesöhnt hat, sondern auch mit dem Pferd. Das Boot kommt hinter der Windenburger Ecke in ein Unwetter, Elske muß das Steuer und die Riese festhalten, während Endrit den Motor ins Wasser klappt und ihn vergebens dreimal anzuerufen versucht. Denn bei solchem Sturm wird das Segel eingeholt, das ist nun einmal unter den Haffischern so. Und gerade als es Endrit gelingt, den Motor in Gang zu bringen, häuft sich das Pferd auf, ein Wind drückt in das Segel und mit einem einzigen Satz springt die Riese über Bord und zieht Elske hinter sich her, die sich das Halfter ein paarmal ums Handgelenk geschlungen hat. Dadurch kippt das Boot und begräbt auch die beiden unter seinem Segel, während Endrit schwimmend immerfort nach seiner Frau ruft. Aber von Elske ist nichts mehr zu sehen, nur Riese hat sich schließlich unter dem Segel hervorgearbeitet und strebt der Nehrung zu. Das ist also das, was Sie wissen müssen“, beschließt Regisseur Veit Harlan seine Erklärung, „damit Sie die Szene hier am Strand auch verstehen.“

„Mebrigens“, das Madlyn Sapierka plötzlich aufsteht, „hängt er nach einer kurzen Pause noch einmal an, das darf Sie nicht wundern, denn der Szenariter von dem Neobadungssturm am Haß hat mit seinem Fernglas das Unglück beobachtet und an der Sturmglode gekniffen, deren fürchtbares Geräusch man rings um das ganze Haß hören kann. Madlyn, die von Endrit weiß, daß er auf den Pferdemarkt nach Tilsit fahren wollte und die sich zur Zeit in Sarrau, anderthalb Stunden von Schwidene entfernt, eingemietet hat, wird durch das Signal von einer solchen fürchtbaren Ahnung getrieben, daß sie sich so-

fort zu Fuß nach Schwidene — was übrigens gleichbedeutend ist mit Ridden — auf den Weg macht. Und unterwegs... aber Sie werden es gleich selber sehen, denn da sind wir ja schon“, sagte Veit Harlan und sprang vom Wagen.

„Tote“ spielen ist nicht einfach

Längst steht die Kamera aufnahmebereit auf ihrem Stativ, die Bühnenarbeiter halten die Sonnenblenden bereit und es dauert auch nur wenige Minuten, dann laufen schon die ersten Meter Film hinter der Kameralinie vorbei. Und was wir dabei sehen, ist nicht viel mehr, als ein breiter Streifen weißer Sand, ein bis zum Horizont sich dehnendes Meer, das immer neue Wellen gegen den Strand wirft und darüber nichts weiter als das leuchtende Blau des Himmels. Aber dort, wo die letzten Ausläufer der Brandungswellen nur noch sanft über den Strand hinwegstreichen, liegt eine scheinbar tote Gestalt: Kristina Söderbaum, in einen Delmantel gewickelt, ihr Haar hat sich in langen, nassen Strähnen um ihren Kopf geschlungen und ihr linker Arm hängt leblos an dem Halfter eines Pferdes, das teilnahmslos daneben steht. So hatte Riese jedenfalls die Fischersfrau Elske Settegast nach dem Schiffsunglück an den Strand gezogen. Lebend? Oder gar schon tot? —

Aber da taucht plötzlich noch eine andere Frauengestalt auf und kommt dem Strand barhäuptig und mit wehendem Mantel entlanggeschwifft. Es ist die schwarzhaarige Madlyn Sapierka, Anna Dammann, die die Unruhe und die Angst um ihren Geliebten nach Schwidene treibt. Sie kommt näher und näher, steht vor dem, das vor ihr liegt, das Pferd schenkt zurück und da beugt sie sich auch schon über Elske und schreit wie eine Halbwahnsinnige: „Frau Settegast! Um Himmels willen, Frau Settegast!“ Sie knüpft das Halfter in fliegender Eile los, das Pferd stürzt davon, und noch einmal hört man den wehen Ruf Madlyn Sapierkas, als auf einmal eine tiefe Männerstimme dazwischenfährt: „Gut! Aus! Daselbe noch einmal!“

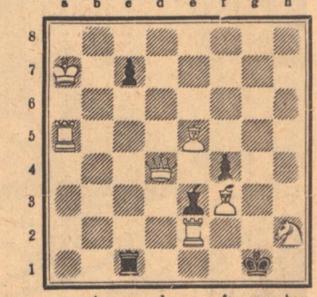
Tief und vor Riese steht Kristina Söderbaum mit schmerzverzerrtem Gesicht auf, sie hält sich ihre linke Hand, denn das scheinende Pferd hatte so sehr an der Leine gezogen, daß die Hand nicht nur blutet, sondern auch zuckersackartig anschwillt. Aber eine Fischersfrau darf nun einmal alles andere als empfindlich sein. Und kaum hat sie Kristina das Blut mit einem Rattschweiß überflächlich abgetupft, als sie schon wenige Minuten später wieder als Elske Settegast von leisen Wellen umspült wird.

Schach

Leitung: Badischer Schachverband.
Theo Weißinger, Durlach.
Folge 21 21. Mai 1939

Aufgabe Nr. 21 von Giorgio Guidelli

1. Preis im 3. Mercedès-Turnier



Weiß: Ka7, Dd4, La5, e2, Le5, f3, E62. (7)

Schwarz: Kgl, Tc1, Le3, Bc7, f4, (5)

Matt in 2 Zügen.

Eine schwierige Aufgabe, die unseren Vornehmsten gefällig!

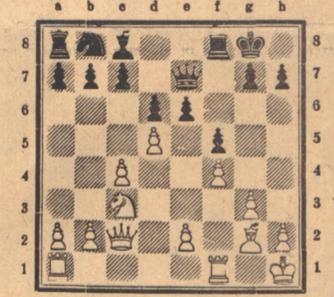
Wertungsturniere für die Deutsche Meisterschaft

Im April fanden wiederum 2 Ausscheidungsspiele statt für die Deutsche Meisterschaft, die wiederum in Bad Dürkheim ausgetragen wird. In Bad Dürkheim in Schleien konnten von 8 Teilnehmern sich gleich 3 placieren: Keller (Trossen), Michel und Mellstäd (beide Berlin). Jeder von diesen konnte gegen die anderen Teilnehmer gewinnen und gegen keine Mitspieler remis machen. In Karlsruhe konnte der alte Vorkämpfer im Endetagen, Giga (Trossen) mit 6 1/2 Punkten gegen von Polshaus (Wels) mit 5 1/2 Punkten.

Die folgende Partie zeigt den wichtigsten Stil des 1. Siegers.

Subisch

Weiß: Gila	Schwarz: Kröning
1. d2-d4	8. Dd2-e2
2. Sg1-f3	9. 0-0
3. e2-e4	10. Sb1-c3
4. Kc1-d2	11. Sf3-g5
5. g2-g3	12. d4-d5
6. Pf1-g2	13. f2-f4
7. Dd1-d2	14. Kgl-g1
	17-15
	E68-c6
	Ee4-g5?
	Dc7:g5
	Ee6-b8
	Dg5-e7
	d7-d6



15. e2-e4	e6-e5	21. Qg6-g7+	Kg8-f8
16. Tal-e1	f5-e4	22. Dc2-e4	Eg8-d7
17. Kc1-e1	f3-f4	23. Dc4-e6+	Kf8-g7
18. Tc1-f1	Dc7:e5	24. Tf1-f7	Schwarz
19. Sg2:e4	g7-g6		gibt auf.
20. Kc4-g8!	De5-g7		

Neuerfindung im Schach

In der Deutschen Bücherei der Ungarischen Schachwelt, Verlag Magyar Szakkönyvtár (Ungarn) erschienen von dem bekannten Schachjournalisten G. E. Diemer, 8. Baden: 36mal „Weltmeisterhaft“ Wie ich den Welt-Schachmeister mischte. (Preis 2,00). Der bekannte Verfasser gibt in dem Buche seine Eindrücke wieder, die er bei dem Turnier erlebt hat. Alle Partien des Turniers sind mit Spielfeldern wiedergegeben, die das Verständnis für die Partien erleichtern. Vor jeder Partie ist ein Stimmungsbild gegeben, das für die Partienlage der Teilnehmer von Bedeutung ist. Am Schluß werden die Leistungen der Spieler noch einmal unter die Lupe genommen. Der Preis ist in Anbetracht des Inhaltes sehr niedrig gehalten.

Über den Veranstalter, der mit Hilfe des Turniers gewann, läßt sich der Verfasser folgendermaßen äußern:
Wenn einer das Turnier gewonnen hat, dann ist das nur Keres! Er blieb als einziger ungeschlagen, er hat seinen Mitspieler nie geschlagen, ich glaube das genügt. Daß Keres in der 2. Hälfte sämtliche Partien unentschieden machte und keine Partie gewinnen konnte, ist mehr einem feststimmigen Zufall, als den friedlichen Absichten des Spielers zuzuschreiben. Denn man muß es Keres lassen: In jeder Partie, mit verschwindend wenigen Ausnahmen, hat er gekämpft, bis zum letzten Zug! Ich hatte es allerdings nicht für unwahrscheinlich, daß er manche seiner Partien lieber angelegt hätte, wenn es die Umstände bis zum Turnierende es gefordert hätten. Vor dem Turnier hat er vor seiner Abreise aus Wien erklärt: So werde bemüht sein, so gut zu spielen, wie jeder der andern sieben Teilnehmer! Dieses Versprechen hat er wirklich mehr als gehalten. Nach vor einem Jahr glaubte man bei Keres einen Mangel an Technik im Subtilitätsteil feststellen zu können: heute ist von diesem „Manko“ kaum mehr etwas zu sehen. Gewiss, manche seiner Partien hätte ein Meister mit mehr Erleuchtung und Routine und Technik besser durchgeführt, erstaunlich war vor allem seine wunderbare Verteidigungsfähigkeit, die ihn vor einem schon früher erzielenden Niederlagen bewahrte. Wenn einer der jüngeren Meister sich noch vervollkommen kann, noch lange nicht am Ende seiner Entwicklung angelangt ist, dann ist es Keres! Daß Keres der „moralische Sieger“ des Turniers ist, das haben auch die Veranstalter ohne weiteres anerkannt und ihn bei der Preisverteilung als ihren „Weltmeisterkandidaten“ proklamiert. Weltmeister Dr. Weichman hat die Preisverteilung angenommen und der einzige mögliche Weltmeister, menschlichem Ermessen nach, im Jahre 1940 (auf Vorschlag von Keres, der erst noch sein Studium beenden möchte) ausgetragen werden.

BRIEFMARKEN-ECKE

Badische Landpostmarken

Während die ersten Ziffernmarken von Baden bereits 1851 in Kurs gelangten und vor allen Dingen die badischen Städte von dieser Einrichtung profitierten, wurde zur Regelung des Briefpostverkehrs in den vielen kleinen Landgemeinden eine Landpost eingerichtet, die im Jahre 1859 ihren Betrieb aufnahm.

Die Post arbeitete auch damals schon modern im heutigen Sinne, wenn wir auch nicht die technischen Einrichtungen, sondern die Brieftaxe selber meinen. So wurde ab 1. Oktober 1882 mit der Einführung einer allgemeinen, einheitlichen Portotaxe innerhalb Badens zugleich eine Neuregelung der Landposttaxe vorgenommen. Für Briefsendungen, die neben der üblichen Landpostbeförderung einer zusätzlichen Beförderung unterstellt waren, kamen spezielle Extrataxen der Landpost nicht mehr in Frage. Die neue Landposttaxe lautete also einheitlich für Briefe 3 Kreuzer und für Kreuzbandsendungen 1 Kreuzer. Durch diese neuen Portofätze trat eine außerordentliche Verbilligung und Vergünstigung für das Publikum ein.

In der ersten Zeit, die man die Kinderstube der Briefmarke bezeichnen möchte, gab es noch keine strengen Vorschriften über den Franchisierungsanspruch von Seiten des Publikums, auch für die Landpostbriefsendungen gab es keine Verfügungen dieser Art. Es blieb völlig dem Absender überlassen, die Briefe unfrankiert zu lassen oder empfangers- oder durch eigene Frankatur der Poststelle einzuliefern. Der erstere Weg war der übliche. So viele Poststellen gab es damals noch

nicht und in den meisten Fällen hatte das Publikum keine Marken zur Hand. Die unfrankierten Briefe wurden dann von der Post mit Portomarkten versehen. Die Marken mußten — so lautete die Vorschrift — auf der Rückseite der Briefe angeklebt werden. Der entsprechende Betrag wurde entweder vom Absender, oder wenn dies nicht zutrifft, vom Empfänger bezahlt. Es handelt sich also hier um ein Portomarkensystem, das in der späteren und sogar moderneren Zeit in etwas veränderter Form beibehalten wurde.

Die hierbei verwendeten badischen Marken der Landpost waren in einem einfachen Schwarzdruck auf dem bekannten gelblichen Papier gedruckt und in den Werten zu 1, 3 und 12 Kreuzer herausgegeben worden. Wir unterscheiden dabei dünnes und hartes Papier.

Man hätte nun annehmen sollen, daß diese Einrichtung einem wirklichen Bedürfnis dienlich würde, merkwürdigerweise trat die erhoffte Inanspruchnahme nicht ein. Die badischen Landpostmarken sind daher gebraucht sehr selten anzutreffen, weil sie nur in einem sehr geringen Umfange wirklich postfaktisch Verwendung gefunden haben. Das was den Weg in unsere Sammlungen gefunden hat (gewöhnlich fehlen sie oder sind nur ungebraucht vorhanden) stammt gewöhnlich aus beschrieblichen Aktenstücken, also aus dem damaligen Schriftwechsel der Behörden. Es versteht sich von selbst, daß gerade diese Marken wegen der Knappheit des Materials sehr gesucht und sehr hoch bezahlt werden. Ein-

wandfreie, echt gekempelte Stücke im guten Zustand und gleichfalls gut getriert, erzielen Liebhaberpreise. Diese Preise sind es nun, die die Fälscher in Bewegung setzt. Fälschungen (Stempelgefälschungen) sind leicht durchzuführen, weil es große Bestände von postfaktischen Marken dieser Ausgabe gibt. So folgte die 12 Kreuzer Landpost ungebraucht etwa 5.— Mark netto, gekempelt und echt geläufig auf Brief etwa 1500 bis 2000 RM., je nach Erhaltung, Art und Qualität des Stempels sogar noch höher. Einige wenige Stücke sind ferner noch gevertelt als 3 Kreuzer verwendet worden, indem die 12 Kreuzer-Marke durchgeschnitten wurde, auch halbiert, als 6 Kreuzer verwendet, kommen Stücke vor.

Einige Spezialkataloge nennen wohl Preise, doch geben diese Seltenheiten gewöhnlich aus der Hand eines Liebhabers in die eines anderen über. Strichentwertung, die vielfach vorgekommen ist, die sich aber nicht kontrollieren läßt, wird daher wie ungenutzt bemerkt. Plattenfehler kommen vor, die Zahlung ist sehr mangelhaft und schlecht durchgeföhrt. Ende des Jahres 1870 lief die Verwendung der Landpostmarken ab.

Sonderstempel

Außer den 8 Sonderstempeln zum Geburts-tag des Kaisers: Prentan, Berlin, München, Nürnberg, Saarbrücken, Wien, Oper, Memel hatten Prentan und Prag gleichfalls einen Geburtsstempel in deutscher Sprache herausgegeben, der jedoch nur für die Abfertigung innerwärts des Protektorats — das heißt also für tschechische Marken — verwendet wurde.

Prag: Nationaler Feiertag des deutschen Volkes, 1. Mai 1939.
Köln: Einweihung des Hindenburgdenkmals auf dem Kyffhäuser, 6. Mai 1939.

Frankfurt/M.: 2. Reichstagung des RDB

8.-14. Mai 1939.

München: Ausstellungsparc, Kochschau für das Briefmarkenwesen, 5.-14. Mai 1939 (im Stempelbild ein künstlerisches Wirtschaftsbild).

Wilmshausen: Antifaschistische Schach, „Der Volkswissenschaft“, 22. April bis 14. Mai 1939.

Reichsgartenau: Stuttgart: Das Sonderpostamt Stuttgart I führt in der Zeit vom 22. April bis 8. Oktober 1939 einen Sonderstempel für die Reichsgarten-schau.

Der 45. Deutsche Philatelistentag

Anlässlich des 4. Reichsbundestages und 45. Deutschen Philatelistentages, welcher in diesem Jahre am 3. und 4. Juni 1939 in München, der Hauptstadt der Bewegung, stattfindet, erscheint eine Serie, enthaltend 2 Postkarten im Vierfarbendruck mit eingedrucker 3 Pfennig Bindenbogen und 5 Pfennig Luftpostmarke, sowie einen Umschlag mit gleichem Bild und eingedrucker 4-Pfennig-Marke, zusammen zum Preise von nur 55 Pfennig. Das Bild stellt die 1872 herausgegebene wertvolle 18 Kreuzer Hanermarkte in vorzüglicher, vergrößelter Ausführung dar. Karte und Umschlag bilden eine Serie für jede Deutschland-Sammlung. Außerdem gelangt ein künstlerisches Postzeichen in Emaille, sowie ein Veranlassungsbuch, welches eine Reihe von Ermäßigungen, darunter freien Eintritt in die Ausstellung besonders wertvoller Marken anweist, zur Ausgabe. Gesamtpreis einschließlich der Karten-Serie 2.— RM. Der Betrag ist ausschließlich 25 Pfennig Porto und Infosen auf das Postfach-Konto München Nr. 56172 B. Niedermeyer (Abteilung Landesverband Bayern) München 8 einzuschicken. Bestellungen anderer Art können nicht berücksichtigt werden. Gustav Kabeitz.

ARBEITSMAlDEN



Arbeitsmädchen aus dem Lager Oppenau, deren Elternhaus Hunderte von Kilometern weit entfernt ist. Sie kommen aus Budapest, Königszberg, Ostafrika, Estland und Wien.

... treue
Helferinnen
des
Landvolkes
*
Von
Robert Baur



Gemeinsam mit der Bäuerin wird der Garten bestellt



Klein Maria ist glücklich über die Hilfe bei den Schularbeiten



Dankbar empfindet die Bäuerin die Hilfe im Haushalt



Der Umgang mit den Tieren will gelernt sein
Aufnahmen: „Führer“ (Geschwindner)



Im Lager lernt man ausgezeichnet die Schuhe reinigen

Kennt ihr Städter sie eigentlich? Natürlich, werdet ihr rufen, von so und so viel Abbildungen. Vielleicht seid ihr ihnen auch schon einmal begegnet, wenn die braungebrannten Gestalten mit ihren roten Kopftüchern und den blauen Kleidern oder in den Windjacken an euch auf dem Weg zu ihrem Arbeitsplatz auf dem Rad vorbeigeflüht sind. Aber kennen? Nein.

Das kann nur der Bauer, die Bäuerin, denen unsere Arbeitsmädchen seit Bestehen der Lager des Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend, die wir auf dem flachen Land, in den Tälern des Schwarzwaldes oder am Rande der Städte finden, wertvolle und treue Helferinnen geworden sind. Anfänglich wurden die Arbeitsmädchen draußen keineswegs mit offenen Armen empfangen, man fand ihren Lager, wie allen Neuerungen, zuerst feindselig gegenüber.

Nun, unsere Arbeitsmädchen haben glänzend mit dem gegen sie geübten Vorurteil aufgeräumt. Nicht mit Worten, nein, sie gingen hinein in die alten Bauernhäuser, hinaus auf die Felder und in die Gärten und griffen zu, wie wenn sie seit Kindesjahren nichts anderes getan hätten, als auf dem Lande gearbeitet, denn leicht ist es für viele nicht leicht war und schon die ganze Energie dieser jungen Menschenfinder erforderte. Ihr Ehrgeiz aber ließ es nicht zu, auf dem Felde bei den Erntearbeiten hinter dem Bauer und der Bäuerin zurückzulassen, deren Herz jeder für sich zu gewinnen vermag, der etwas leistet.

Man muß sich einmal mit einem Bauer unterhalten haben, um zu erfahren, wie hoch sie heute die Hilfe unserer Arbeitsmädchen zu schätzen wissen. Es bedarf dazu nicht vieler Worte. In einer Zeit, in der die Arbeitskräfte auf dem Lande sowieso äußerst knapp sind, ist man um jedes Paar Hände, das bei der Ernte oder im Haus mithelfen kann, dankbar.

Über die reine Hilfeleistung hinaus aber erfüllt die Arbeitsmädchen eine weitere Mission, die uns nicht weniger wichtig erscheint. Aus allen Teilen unserer großen Heimat, ja selbst aus aller Welt — wie wir im Lager Oppenau gesehen haben — kommen sie hierher zu uns nach Baden und tragen so ein Stück Heimat, ein Stück Welt hinein in die fern der großen Verkehrsstraßen gelegenen Dörfer. Die Fröhlichkeit, mit der sie an die Arbeit gehen, setzt an, und wenn sie von ihrer Heimat erzählen, ruhen oft die Hände, ihrer Worte Klang und ihre Auffassung von einer neuen Haltung, die sie verkünden und vorleben, finden auf den Dorfabenden ihr Echo in den Herzen der Landbevölkerung, die sie so unbewußt hineinführen in die Weite deutschen Lebensraumes. Dankbar nimmt die Bäuerin die Einladung ins Lager zum Sonntagmorgen an und sie verläßt es wieder mit dem Bewußtsein, daß man Leben und Arbeit unserer Bauern heute mehr denn je achtet. Das richtet auf, gibt neue Kraft für den Alltag.

Wenn wir an dieser Stelle jenen Teil des Lagerlebens in den Vordergrund unserer Schilderung gestellt haben, der nach außen hin am stärksten in Erscheinung tritt und von nicht abzuschätzendem Wert für das Volksganze ist, so darf dabei jedoch nicht übersehen werden, daß darin nicht der letzte Zweck und Sinn des Reichsarbeitsdienstes für die weibliche Jugend liegt. Die Verantwortlichen wollen — auf einen kurzen Nenner gebracht — nicht mehr und nicht weniger, als aus der heutigen Mädchengeneration das machen, was wir so notwendig brauchen: Ein gesundes Frauengeschlecht, das die Notwendigkeiten unseres völkischen Daseins klar erkannt hat und demgemäß lebt und kommende Geschlechter erzieht.

Immer mit dem Blick auf dieses große Ziel, wurde der Plan des Lagerlebens zusammengestellt. Neben der praktischen Bewährung an der „Front“, der nur soviel Zeit zugemessen ist, daß die Arbeitsmädchen keinerlei Schaden davonträgt, steht die Schulung im Lager selbst, durch die sie in all dem unterrichtet wird, was ein Mädchen unserer Zeit wissen und können muß, um im Leben zu bestehen. Daß dabei nichts außer acht gelassen wurde, um die Arbeitsmädchen vor geistigem und körperlichem Schaden zu bewahren — sie wird nur einer gesunden und lauberen Familie zugeteilt, unterliegt ständiger ärztlicher Kontrolle ufm. — braucht wohl kaum besonders betont werden.

Und die Arbeitsmädchen selbst? Nun, wir haben auf einer Fahrt durch mehrere badische Lager uns von dem ausgezeichneten Geist und ihrem gesunden Leben überzeugen können und dürfen mit Recht behaupten, daß jedes Mädchen, das ihren Reizen fernbleibt, um ein herrliches und wertvolles Erlebnis ärmer ist.



Mit herzlichem Händedruck verabschieden sich Bauer und Bäuerin nach der Tagesarbeit von der Arbeitsmädchen